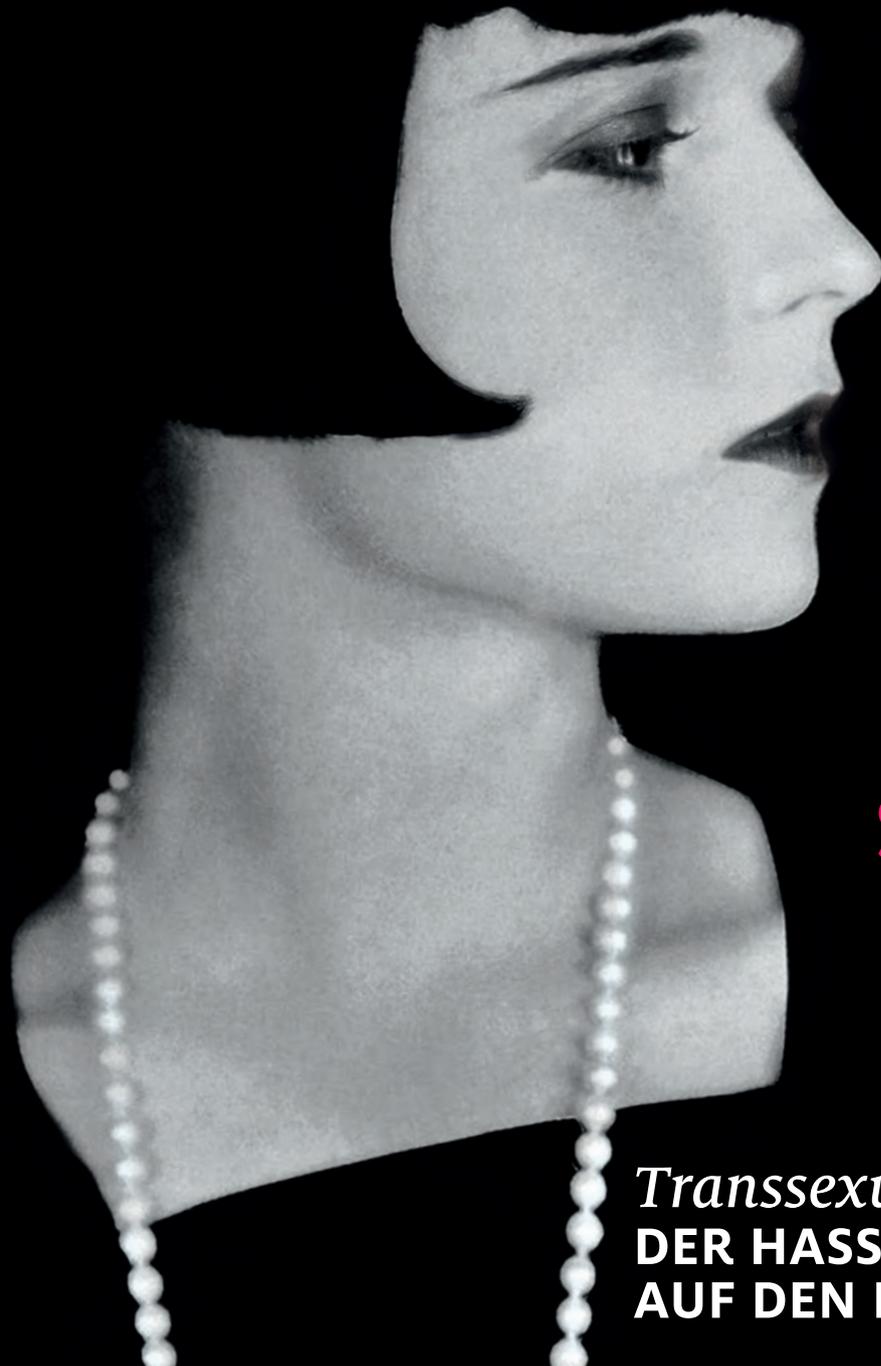
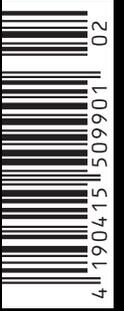


EMMA



BLEIBT MUTIG!



**DER
BUBI
KOPF
SKANDAL**

Transsexualität
**DER HASS DER MÄDCHEN
AUF DEN EIGENEN KÖRPER**



IM PORTRÄT

- 8 Kristen Stewart: Angekommen**
Die Schauspielerin verleiht nicht nur Lady Di Würde.
- 10 Theresa Breuer: Die Luftbrücke**
Wie aus der Journalistin eine Aktivistin wurde.
- 12 Friederike Otto: Die Wetter-Detektivin**
Die Physikerin berechnet die Folgen des Klimawandels.
- 14 Topsy Küppers: Täglich Kopfstand**
Das Leben der einstigen Kreischer-Gefährtin.

TIEFBlickEND

- 16 „Die ganze Branche ist krank“**
Top-Model Anne-Sophie Monrad packt aus.
- 20 Die Droge Instagram**
Warum besonders Mädchen süchtig werden.
- 22 Die Frauenoffensive**
Parität im Kabinett – na, geht doch!

TRANSSEXUALITÄT

- 24 „Trans wird glorifiziert!“**
Eine Schweizer Transfrau erzählt von sich.
- 27 Frauen werden abgeschafft**
Wie die Stadt Basel „Rainbow City“ werden möchte.
- 28 Vom Hass gegen den eigenen Körper**
Eine Therapeutin über „falsche“ Mädchen.
- 30 Der Fall Kathleen Stock**
Warum Realität schwerer wiegt als Ideologie.
- 32 Der Fall Ganserer**
Warum Geschlecht sehr wohl zählt.
- 34 Die hitzige Debatte**
#solidaritätmittessa oder #solidaritätmitemma

AUFRÜTTELND

- 36 Kinderbücher: Mutig gegen Zensur**
Verlegerin Monika Osberghaus und die Wokisten.
- 38 Hilfe für Lesben in Afrika**
Im Flüchtlingslager hört die Gewalt nicht auf.
- 39 Der EMMA-Lesesaal**
Seit 38 Jahren schreibt EMMA über Transsexualität.
- 40 Kampf gegen Pornos**
Jugendschützer haben wichtigen Etappensieg errungen.

ERKENNTNISREICH

- 41 Loving Highsmith**
Drei Geliebte erinnern sich an Pat.
- 42 Der Skandal um den Bubikopf**
Warum Männer ihn ihren Frauen verbieten wollten.
- 48 Nini und Carry Hess**
Die Star-Fotografinnen der 20er wieder entdeckt.

DOSSIER: FRANKREICH

- 52 Allez les femmes!**
Frankreich wählt – stürzen Frauen Macron?
- 58 Au revoir les hommes?**
Macron, Zemmour und die Angst der Männer.
- 62 Les femmes en marche**
Die Französinnen auf den Barrikaden.
- 67 Stop Prostitution!**
Paris verfolgt Freier und hilft Prostituierten.
- 70 Les Patronnes**
Warum Frankreich so viele Spitzenfrauen hat.



ERHELLEND

- 72 Georgia O'Keeffe**
Eine Retrospektive in Basel.
- 74 Die Grenzen des Wachstums**
Der Club of Rome und seine Vordenkerinnen.
- 78 Wenn das Geld weniger wert ist**
Was die Inflation für Frauen bedeutet.

AUFKLÄREND

- 80 Das bisschen Haushalt**
Philosophin Lisa Herzog über Arbeitsteilung.
- 84 Die vergessenen Heldinnen**
Die Näherinnen des Ruhrpotts.
- 90 Was ist ein Frauenleben wert?**
Warum wir um Krebs-Vorsorge kämpfen müssen.
- 92 Wir sind noch da!**
Der todesmutige Kampf der Afghaninnen.
- 96 Aksus Sieg über Erdoğan**
Wie die Sängerin den Fundi in die Knie zwang.

BEWEGEND

- 98 Die übers Meer geht**
Emine Özdamar erzählt ihr Leben.
- 100 „Ich war Prostituierte“**
Huschke Mau über ihr Überleben.
- 102 Meine Schwester**
Bettina Flitner über den Suizid von Susanne.
- 104 Lesen! Lesen! Lesen!**
EMMA-Buchtipps für lange Lese-Abende.
- 107 Familienkolumne**
Annika Ross über fahrbare Untersätze.
- 112 Unsere Leserin im Ausland**
Patricia Preikschat lebt gern in Frankreich.

IMMER

- 4 Über uns
- 5 Autorinnen
- 6 Magazin + Kultur
- 108 Leserinnen-Forum
- 110 Leserinnenbriefe
- 114 Die lieben KollegInnen

SERVICE

- 19 EMMA im Probe-Abo
- 83 EMMA im Abo
- 106 Marktplatz
- 113 EMMA-Shop
- 114 Impressum
- 115 Vorschau



siehe S. 72

WEITERE THEMEN AUF
♀ EMMA.DE

f @EMMA.MAGAZIN

t @EMMA_MAGAZIN

i @EMMA.MAGAZIN

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

Während der letzten beiden Heftproduktionen, also den Ausgaben von Januar bis April, hatten Alice Schwarzer und Chantal Louis noch einen kleinen Nebenjob: **Sie bereiteten das Buch über Transsexualität vor.** Das heißt, sie schrieben ihre Texte, gaben letzte Artikel in Auftrag und führten Interviews. Zum Beispiel das mit der Schweizerin Leandra Honegger, die als Mann geboren ist und wirklich alles versucht hat, inklusive Ehe und zwei Kindern, aber weiterhin tief überzeugt war, „in der falschen Haut“ zu stecken. **Leandra kam für das Gespräch aus Basel nach Köln – und die drei haben spontan sympathisiert.** Leandra, 50, ist 1,99 Meter groß und steckte in einem Minirock und einem Motörhead-T-Shirt. Heraus kam dann ein sehr ehrliches Gespräch und die Überzeugung von Alice und Chantal: **Leandra ist zutiefst transsexuell;** die Möglichkeit, das Geschlecht zu wechseln, hat ihren Schmerz gelindert. Aber die beiden führten auch ganz andere Gespräche. Zum Beispiel das mit Nele, Elie und Sam. Alle drei als Frau geboren und sehr jung Männer geworden. Jetzt tasten sie sich zurück in ihr Leben als Frau. Oder das mit dem Jugendpsychiater Dr. Korte, der Jugendliche behandelt, die von sich glauben, transsexuell zu sein; vor allem burschikose Mädchen, denen heutzutage gesagt wird: Dann bist du eben ein Junge! **„Geschlechter-Stereotype werden wieder festgeschrieben“**, klagt Korte, selbst

Vater zweier Töchter. „Das Ganze ist aus meiner Sicht ein Homosexualitäts-Verhinderungsprogramm.“ Alles in allem wurden es 18 Beiträge, von Betroffenen wie ExpertInnen. **Alice schrieb ihrer langjährigen Freundin Susan Faludi**, ob sie einverstanden sei mit dem Nachdruck ihres so klugen Textes über Transsexualität. Und ob! **Und Chantal telefonierte mit der Ethnologin Susanne**

Schröter für einen Beitrag über den Umgang anderer Kulturen mit dem Phänomen des Geschlechterwechsels. Das tat Schröter gern, denn auch ihr brennt das Thema unter den Nägeln. Es sind dann 220 Seiten geworden, prall gefüllt mit Informationen und Argumenten. Und die Herausgeberinnen sind durchaus stolz darauf, zu dieser so hochgeheizten Debatte – **wo die meisten leider nicht zu wissen scheinen, worüber sie reden** – einen so fundierten Beitrag zu leisten. Ab dem 30. März ist das Buch im Handel, ihr könnt es aber auch ab sofort bei EMMA direkt bestellen (s.S. 113). Und wir alle sind stolz darauf, dass wir uns von unseren hoch ideologisierten GegnerInnen nicht dazu haben hinreißen lassen, in einen ähnlich polemischen Ton zu verfallen (siehe S. 34). **Wir glauben unerschütterlich an die Kraft der Fakten und Argumente** – auch wenn uns Gefühle und Befindlichkeiten keineswegs fremd sind. Vor allem ist uns klar: In dieser Debatte geht es um so viel mehr als um Transsexualität. Wir bleiben dran. Bleibt mutig!

EURE EMMAS

Alice Schwarzer und Chantal Louis
vor dem Bayenturm.



Leandra Honegger zu Besuch bei EMMA.





SIE SCHREIBEN IN DIESER AUSGABE

MICHAELA WIEGEL

Sie ist seit 1998 die politische Frankreich-Korrespondentin der FAZ. Sie hat u. a. ein Buch über Präsident Macron verfasst. Diesmal schreibt sie über seine Konkurrentinnen bei den bevorstehenden Wahlen (**Seite 54**). Ihren arbeitsintensiven Job als tagespolitische Korrespondentin managt die mit einem Franzosen verheiratete Mutter von vier Kindern dank des französischen Ganztags-Betreuungsprogramms.

JÜRGEN ALTWEGG

Der Schweizer, der für die FAZ und die *Weltwoche* schreibt, ist langjähriger EMMA-Autor und spezialisiert im Bereich „Linke und Moral“. Zuletzt schrieb er in EMMA über MeToo und den Skandal um den Pädophilen Matzneff. Diesmal analysiert er die Hintergründe der weiblichen Präsidentschafts-Kandidaturen einerseits – und des großen Erfolges des Super-Macho-Kandidaten Zemmour andererseits. **Seite 58**.



MARTINA MEISTER

Sie ist seit 19 Jahren Korrespondentin in Paris, davon seit sechs Jahren für die *Welt*. EMMA-LeserInnen ist sie mit vielfältigen Beiträgen, gerne auch über Frauenproteste, bekannt, wie auf **Seite 62**. Die mit einem deutschen Journalisten Verheiratete hat zwei halbwüchsige Söhne. Paris durchquert sie auf dem Fahrrad.

SUZANNE KRAUSE

Sie ist seit 1989 freie Korrespondentin in Frankreich, vorwiegend für den Rundfunk, und lebt mit ihrem Sohn Hugo auf dem Land bei Paris. Krause ist über die Berichterstattung hinaus engagiert im Kampf gegen die Prostitution. Auf **Seite 67** zieht sie die Bilanz des 2016 eingeführten Gesetzes zum Sexkaufverbot, auf **Seite 70** schreibt sie über Frauen in Aufsichtsräten.

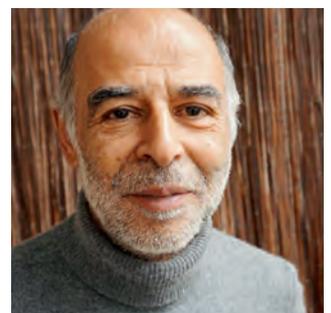


BETTINA WEBER

Sie lebt in Zürich und arbeitet heute als freie Autorin. Die Schweizerin schreibt seit 2011 für EMMA, über so unterschiedliche Themen wie Mode oder Islamismus. Diesmal interviewt sie die in der Schweiz bekannteste Transsexuelle, die nach 25 Jahren Leben als Frau Nachdenkenswertes zu sagen hat. **Seite 24**.

ÖMER ERZEREN

Der Deutsch-Türke lebt in Berlin und Istanbul. Der Sohn eines Arztes studierte in Göttingen, bevor er in die Türkei zurückging. Als freier Autor arbeitet er seit Jahrzehnten für türkische und deutsche Medien, z.B. die *taz*. Auf **Seite 96** berichtet er von dem Sieg der Sängerin Sezen Aksu über Präsident Erdoğan. Erzeren erlebte Aksu 2002 im Konzert.





SCHLAUE FRAUEN

Im Intellektuellen-Ranking von *Cicero* sind unter den ersten 100 genau 11 Frauen. Jelinek und Schwarzer sind die ersten und besetzen seit Jahren Platz 4 und 8. Ihnen folgen die Schriftstellerinnen Julie Zeh (Platz 14) und Herta Müller (Platz 20). Nur eine Wissenschaftlerin schafft es unter die ersten hundert: die Soziologin Jutta Allmendinger (Platz 94). Alle drei Jahre wieder ermittelt das Magazin *Cicero* seit 2006 „die 500 wichtigsten Intellektuellen“ im deutschsprachigen Raum. *Cicero* hat ein wissenschaftliches Verfahren ausklügeln lassen, bei dem die 160 maßgeblichen Zeitungen und Zeitschriften ausgewertet werden, die Zitationen im Internet und die Treffer bei der Literaturrecherche Google. Zweifellos ist dieses Ranking zum „geistigen Einfluss der deutschsprachigen Intellektuellen“ also ein Spiegelbild der öffentlichen Präsenz von Frauen. Allerdings keines der tatsächlichen Leistungen von Frauen, die unsere Gesellschaft prägen – und voranbringen. Übrigens: Wäre es vorstellbar, dass bei so einem Ranking unter den ersten 100 mal 89 Frauen sind und elf Männer?



LESBEN IN RAGE

Fast wäre das LesbenFrühlingsTreffen 2021 von einem Shitstorm in Orkanstärke weggefegt worden. Im Netz wurden die Bremer Organisatorinnen als „faschistoid“ und „menschenverachtend“ beschimpft, Referentinnen und Musikerinnen wurden zum Boykott aufgerufen. Die Bremer Frauensenatorin strich prompt die zugesagten Fördergelder. Warum? Weil es in vier von 60 Workshops um problematische Folgen des Transaktivismus gehen sollte. Doch das Orga-Team hielt durch. Jetzt haben Susanne Bischoff und Barbara Guth einen LFT-Reader herausgegeben. Auf 385 Seiten dokumentieren sie den so aufschlussreichen Konflikt um Deutschlands größtes Treffen von Frauen, die Frauen lieben, das 1974 in Berlin initiiert wurde. Außerdem: Texte über Leihmutterschaft, Identitätspolitik oder Lesben gegen Rechts.

B. Guth/S. Bischoff: Out-sisters, InSisters, Lesben (Tredition, 24.90 €) www.lft2021.de



HAUSFRAUEN IM FESTIVAL

Das seltsame Kaffeekränzchen, bei dem Frauen ihre Perlenketten und Seidenblusen liebkoson, ist nur eins der vielen absurden Szenarien in „Destello Bravo“ (Wilder Blitz). Der Film der Spanierin Ainhoa Rodríguez ist der skurrilste der acht Beiträge zum Debüt-Spielfilmwettbewerb, den das „Internationale Frauen Film Fest“ auch diesmal wieder veranstaltet. Rund 100 Filme zeigt das Festival vom 29. März bis 3. April in Köln, dazu ein Auswahlprogramm in Dortmund plus 20 Filme im Online-Stream. Eröffnet wird das Festival mit dem Dokumentarfilm „Kevin“ der Brasilianerin Joana Oliveira, der von der Freundschaft der Filmemacherin mit ihrer ehemaligen Kommilitonin aus Uganda erzählt. Wie immer gibt es ein umfassendes Begleitprogramm, zum Beispiel ein Werkstattgespräch mit den Kamerafrauen Christine A. Maier und Sophie Maintigneux am 2. 4. um 11 Uhr im Odeon. www.frauenfilmfest.com



DE BEAUVOIR IN BONN

Wer in Paris Simone de Beauvoirs Grab besucht – auf dem Friedhof Montparnasse erste Reihe rechts, fünftes Grab –, kommt aus dem Staunen nicht heraus. Das Grab, in dem sie mit ihrem Lebensgefährten Sartre liegt, ist immer, einfach immer übersät mit Liebeserklärungen: Blumen, Metrokarten, Steinchen und Briefen aus der ganzen Welt. Nun holt die Bundeskunsthalle in Bonn Simone nach Deutschland. In Ausstellung und Programm geht es um das Schlüsselwerk des modernen Feminismus, „Das andere Geschlecht“ (1949), dieses „skandalöse Werk“, und seine Aktualität. Die heutige Bedeutung der universellen Feministin wird ausgelotet, in Werk wie Leben. Gezeigt werden Fotos, Dokumente sowie das 1973 von Alice Schwarzer realisierte Filmporträt: „Simone de Beauvoir live“. Auch Beauvoirs Stimme wird zu hören sein, diese eigenartige Mischung aus Schrofheit und Schüchternheit. Museumsleiterin Eva Kraus und ihre Kuratorin Katharina Chrubasik bieten begleitend ein lebendiges Rahmenprogramm an. **„Simone de Beauvoir und Das andere Geschlecht“, vom 4.3.–16.10. EMMA berichtet weiter. www.bundeskunsthalle.de**



YOKO ONO IN ZÜRICH

Das Kunsthaus Zürich gibt einer der einflussreichsten Künstlerinnen unserer Epoche Raum: Yoko Ono, 89: rund 60 Werke und reinszenierte Performances. Die Ausstellung zeigt, wie komisch, human und radikal die US-Japanerin ist. Die in den 70er Jahren mit John Lennon verheiratete Künstlerin war damals Opfer einer wahren Hexenjagd: Angeblich war sie es, die die Beatles auseinandergelassen hat (ein längst widerlegtes Klischee). Yoko war schon lange vor Lennon eine wichtige Künstlerin und hat sich nicht einschüchtern lassen. Am Konzept der Ausstellung hat sie persönlich mitgewirkt. Vom 4.3. bis 29.5.: „Yoko Ono. This Room moves at the same Speed as the Clouds“. – **Großes Yoko-Ono-Porträt in EMMA 5/2008: www.emma.de/lesesaal/49830.**

Werner Formany/UG/IMAGO, Uschi Dressing



FRAUEN- BEWEGUNG BIELEFELD

So machte frau das damals. Ein Griff zum Megaphon und rauf auf die Barrikaden. Das Historische Museum Bielefeld würdigt jetzt die Pionierinnen der Frauenbewegung vor Ort. Denn Bielefeld gehörte (neben Berlin und Bremen) zu den „Drei großen B“, den drei bedeutsamsten Orten der Frauenbewegung. Grund: Eine neue, fortschrittliche Uni und eine engagierte StudentInnen-Szene. Die Bielefelderinnen distanzieren sich früh von den 68ern, ihnen ging es um die Frauen. Aus ihren Gruppen entstanden die ersten Frauenhäuser und Zentren. Neben Video-Interviews mit Aktivistinnen von damals werden Zeitdokumente wie Filme, Fotos, Plakate und Handzettel ausgestellt. Und eine echte Lila-Latzhose ist auch dabei! **Frauenbewegt, Historisches Museum Bielefeld, bis 30.4.**

★ ★ ★ ★ ★ TIPPS



AUSSTELLUNG Zurück zu den Wurzeln

Das Frauenmuseum Bonn kehrt mit „Wir Sind!“ zum Ursprung zurück: zur Frauenbewegung. Gezeigt wird feministische Kunst der 70er und 80er sowie Zeitdokumente wie erste Demos. **Frauenmuseum Bonn, 6.3 – 30.10.**



MUSIK Noise Rock aus Göteborg

Ihr Punkrock huldigt der „Riot-grrrrl Bewegung“ der 90er. Kajsa Poidnak, Susanna Brandin, Caroline Kabat und Emma Wättring sind „Rome is not A Town“. Ihr neues Album „Tender Arms Power Heels“ ist auf Krawall gebürstet. **VÖ: 18.3. (Indigo)**



FILM Animierte Heldinnen

„Tricky Women“, das Wiener Festival für Animationsfilme, holt zum 19. Mal Zeichnerinnen ins Kino. 2022: 160 Kurzfilme, darunter „Die Odyssee“ der Französin Florence Mialhe. Alle Filme auch online: **trickywomen.at, 9.–13. März**



FILM in Tübingen

Die Doku „Climbing Iran“ über eine iranische Bergsteigerin (Foto) ist einer der mutigen Filme der Tübinger FrauenFilmTage von Terre des Femmes vom 3. bis 6. März. **frauenfilmtagetuebingen.de**



MUSIK Ruth Slenczynska

Die US-Pianistin konkurriert mit Mozart. Mit vier gab sie ihr erstes Solokonzert. Nun ist sie 97 und bringt ein neues Album, „My Life in Music“, heraus, mit Interpretationen von Chopin bis Rachmaninoff. **VÖ: 18.3. (Decca)**



FILM Was tun

Die verzweifelte Zwangsprostituierte in Bangladesch aus der Doku eines Kollegen ließen Schauspieler und Regisseur Michael Kranz, 38, nicht mehr los. Trotz Zweifeln, ob er wirklich helfen kann, begibt er sich auf ihre Spur. **Ab 3.3. im Kino.**



DAS EREIGNIS

Dreißig Jahre nach dem „Ereignis“ hat Annie Ernaux es aufgeschrieben, als wäre es gestern gewesen. Diese Abtreibung im Jahr 1961, die für ein paar Wochen lang das ganze Leben der Studentin beherrschte und lähmte. Sie landete auf dem Küchentisch einer Engelmacherin in Paris. Weitere 30 Jahre später hat die Regisseurin Audrey Diwan einen Film daraus gemacht, mit Anamaria Vartolomei als Hauptdarstellerin (Foto) – und zu Recht den Goldenen Löwen in Venedig dafür bekommen, einen „wahrhaftigen Film“, wie Ernaux nach der Vorstellung sagte. Das Buch über ein immer noch hochaktuelles Problem erschien 2021 im Suhrkamp-Verlag. **Ab 31. März im Kino.**

Kristen Stewart ANGEKOMMEN

Sie war, wie Jodie Foster, schon ein Kinderstar – und die hat sie nicht zufällig unter ihre Fittiche genommen. Text: Maria Wiesner. Foto: Frazer Harrison.

Schauspielerinnen sind vor der Presse wenig bescheiden, wenn es um ihre Rollen geht. Die Amerikanerin Kristen Stewart ist da anders. Unlängst erzählte sie, dass sie selten mit ihrer Leistung zufrieden sei; nur fünf gute Filme habe sie im Laufe ihrer Karriere gemacht – immerhin: „Spencer“, der gerade in den deutschen Kinos läuft, gehört dazu.

Stewart spielt in dem Drama Prinzessin Diana, die während drei kalter Weihnachtstage zu Beginn der Neunziger Jahre auf Schloss Sandringham die finale Entscheidung über ihre Ehe fällt: eine Frau am Rande des Nervenzusammenbruchs. Stewart aber gestaltet es so, dass die Figur ihre Würde behält, nicht Opfer ihres Schicksals ist. Für ihre Darstellung der Diana ist Stewart für den Oscar nominiert.

Für den chilenischen Regisseur Pablo Larraín stand fest, dass er Stewart für die Hauptrolle gewinnen muss, seit er sie im Thriller „Personal Shopper“ des französischen Regisseurs Olivier Assayas spielen sah. „Sie hat diese geheimnisvolle Anziehungskraft.“ Von der berichtete auch Jodie Foster, als sie 2002 mit der gerade einmal zwölfjährigen Stewart in David Finchers „Panic Room“ auftrat. Vom Talent des Mädchens fasziniert, wurde Foster zur Mentorin und Freundin.

Wie Foster, die noch als Kind durch Martin Scorseses Film „Taxi Driver“ berühmt wurde, so hatte auch Stewart – 1990 in Los Angeles als Kind zweier Filmschaffender geboren – schon im Alter von neun Jahren ihre erste Filmrolle. Dann kam die Hauptrolle in „Twilight“ und mit ihr der plötzliche Ruhm. Paparazzi lauerten ihr auf, sobald sie das Haus verließ. Während der Presstour zum zweiten Teil der Vampir-Saga 2009 erzählte sie einem Reporter der *New York Times*: „Was mich wirklich fertig macht und innerlich zerreißt, ist, wenn die Leute denken, ich sei rücksichtslos oder undankbar, weil ich nicht im Bikini nach draußen gehe und den Paparazzi zuwinke.“ Kristen Stewart war in einer Zeit zum Star geworden,

in der sie die Abstürze junger Idole genau verfolgen konnte. Die Fotografen der Klatschpresse lauerten Britney Spears, Paris Hilton oder Lindsay Lohan auf – jeder öffentliche Fehltritt ein Titelbild.

Dass Stewart das erspart blieb, ist auch Jodie Foster zu verdanken. Beim Dreh von „Panic Room“ schrfte die ihr ein, dass es wichtig sei, nun „keine Reality-Show“ zu werden. Die Aufmerksamkeit möge zunächst spaig wirken, aber in zehn Jahren werde das anders sein, warnte sie und gab ihr zudem den Rat, zwischen den Filmwelten des Indie- und des Kommerzkinos hin und her zu wechseln, um nicht in einem Image stecken zu bleiben.

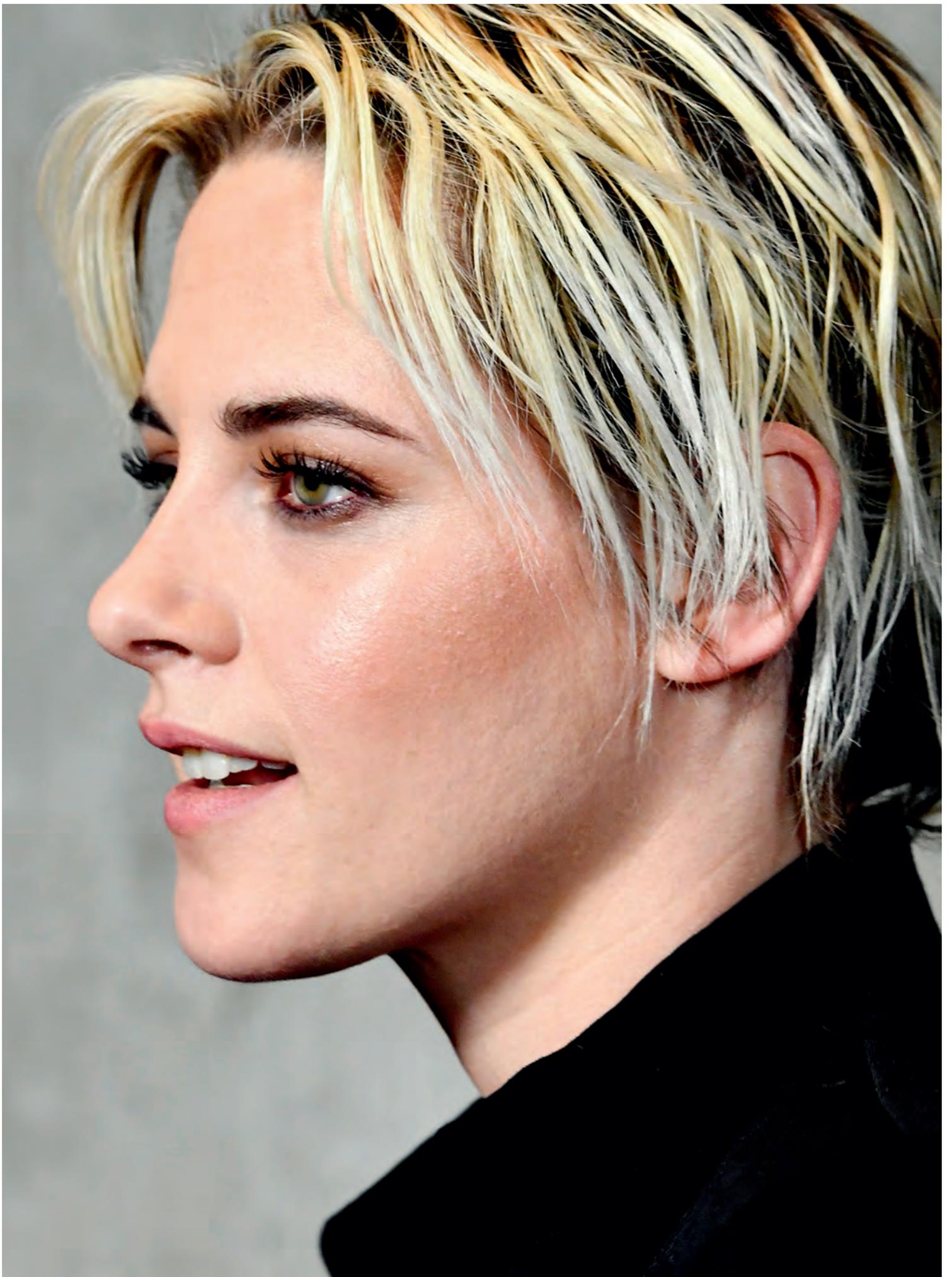
Stewart hielt sich daran, drehte nach der „Twilight“-Saga Filme mit europäischen Arthouse-Regisseuren. Und sie gab sich größte Mühe, trotz der riesigen medialen Aufmerksamkeit, nicht in die Falle der „Reality-Show“ zu tappen. Als sich die Klatschreporter auf ihre On-Off-Beziehung mit dem „Twilight“-Ko-Star Robert Pattinson stürzten, blieb Stewart ruhig. Auch als ihre Trennung von Pattinson und ihr Outing als bisexuell Hass und Empörung in den Sozialen Medien hervorriefen (selbst Donald Trump konnte es nicht lassen, sie in einem guten Dutzend Tweets zu schmhen), behielt sie die Nerven.

Wenn sie mit der Presse zu tun hatte, nutzte sie die Aufmerksamkeit, um eigene Botschaften zu verkünden. Sei das bei einer Film Premiere beim Festival in Cannes, wo sie sich weigerte, dem konservativen Dresscode zu gehorchen, die High Heels auszog und barfuß die steile Treppe zum Festivalpalast erklomm. Sei es, wenn sie doch mal etwas zu ihrem Liebesleben sagt, verbunden mit einem Statement für Gleichberechtigung. Seit Herbst des vergangenen Jahres ist Kristen Stewart mit der Drehbuchautorin Dylan Meyer verlobt.

Als im Lockdown Filmschaffende wie Paolo Sorrentino, Maggie Gyllenhaal und Naomi Kawase begannen, für das Projekt „Homemade“ Kurzfilme über die Quarantäne zu drehen, nahm auch Stewart die Kamera selbst in die Hand. Ein eigener Spielfilm, in dem sie Regie führen wird, ist in Arbeit – er soll von einer bisexuellen Frau handeln, die für Selbstbestimmung kämpft. ♀

Kristen Stewart mit ihrer „Verlobten“ Dylan Meyer.





Theresa Breuer DIE LUFTBRÜCKE

Privat hat sie mit der „Kabul Luftbrücke“ über 1.400 Menschen gerettet. Und sie macht weiter. Wie aus der Journalistin eine Aktivistin wurde. Text: Annika Ross.

Als die Taliban am 15. August 2021 in Kabul einmarschierten, saß die Filmemacherin Theresa Breuer in der Sauna irgendwo in Brandenburg. Kurz zuvor hatte sie in Kabul über zwei Jahre einen Film über Bergsteigerinnen gedreht. Ihr erster Gedanke: „Die sind alle in Lebensgefahr! Die müssen raus!“

Theresa Breuer jagt nach Berlin und berät sich mit einem Freund: Ruben Neugebauer, der die Seenotrettung „Sea-Watch“ mitgegründet hat und weiß, wie man Rettungsaktionen startet. Der kam auf die Idee, ein Flugzeug zu chartern. Er ist selbst Pilot, hat eine Gulfstream mit zwölf Plätzen besorgt und 60.000 Dollar, finanziert durch Spendengelder aus der Seenotrettung.

Aber die Amerikaner lassen in Kabul keine zivilen Maschinen mehr landen. Etwas Größeres muss her: Ein Airbus 320, gechartert in Ägypten. Auch den hat der erfahrene Neugebauer finanziert und erwirkt prompt via Bundeswehr einen NATO Sign Call, also eine militärische Genehmigung zur Landung.

Der Plan ist, die Bergsteigerinnen, das afghanische Filmteam und 200 weitere Menschen in Not am Rollfeld abzuholen und schnellstmöglich wieder zu verschwinden. Doch am Flughafen herrschen Panik und Chaos. Die Menschen auf Breuers Liste sind gar nicht erst in den Flughafen reingekommen. Also organisiert sie einen Konvoi. Erst am allerletzten Tag, in der Nacht vom 28. auf den 29. August schafft es der Konvoi auf das Rollfeld, 189 Menschen heben im Airbus ab. Mit der letzten Evakuierungs-Maschine der Briten verlässt Breuer dann selbst das Land und fasst den Entschluss: Wir können diese Menschen nicht im Stich lassen.

Theresa Breuer ist in der Region bestens vernetzt. Seit 2012 berichtet sie aus dem Nahen Osten, machte Reportagen über Opiumbauern im Sinai, war mit palästinensischen Schmugglern im Westjordanland unterwegs. Seit Anfang 2018 lebte sie in Kabul und drehte den Dokumentarfilm über die Bergsteigerinnen.

Der Film war ein heikles Unterfangen, Frauen werden in den Bergen nicht geduldet. Oft wurden sie von Männern verjagt, einmal sogar mit Steinschleudern. „Für mich ist Afghanistan eine der schlimmsten Gesellschaften, in der eine Frau leben kann. Aber ich habe dort auch die mutigsten Kämpferinnen dieser Welt gesehen!“, sagt sie. Gemeinsam in den Bergen haben die Afghaninnen Freiheit gespürt. Breuer: „Ich habe miterlebt, wie sich diese Frauen emanzipiert haben, wie es in ihren Augen geblitzt hat.“

Dem ersten Rettungsflug folgten viele, die „Kabul Luftbrücke“ war geboren. Die Dokumentarfilmerin macht den Job besser als das Militär, schneller, effizienter. Über 1.400 Menschen hat ihre Luftbrücke bisher rausgebracht (Stand 2. 2. 22). Theresa Breuer verhandelt mit Katar über sichere Escorten zum Flughafen, mietet Safe-Häuser an, erstellt Fluglisten und chartert Maschinen. Jede Mission wird dem Tag aufs Neue angepasst. Evakuiert wird via Nachbarstaaten wie Pakistan oder Tadschikistan.

Kleiner Wermutstropfen: Die „Kabul Luftbrücke“ funktioniert nur für Menschen, die bereits eine Aufnahmezusage für Deutschland haben und die entweder auf der Menschenrechts- oder der Evakuierungsliste des Auswärtigen Amtes stehen. Ganz oben auf Theresas Liste: Richterinnen, Ärztinnen, Journalistinnen, Sportlerinnen.

Breuers Wohnung in Berlin ist inzwischen zum Headquarter für die freiwilligen HelferInnen geworden. Einen Menschen zu retten, kostet die Initiative zwischen 500 (über Land) bzw. 2.000 US-Dollar (per Flugzeug). Woher kommt das Geld? „Deutsche Unternehmerinnen spenden, Privatleute, Organisationen, die sich den Menschen dort verpflichtet fühlen“, sagt Theresa. Die Not ist groß. „Gerade jetzt, wo sich die Lage im Land durch den Winter noch verschärft. Ich habe Frauen gesehen, die ihre letzten Wintersachen gegen Brot für ihre Kinder getauscht haben.“

Aus der 36-jährigen Journalistin, die sich immer als Beobachterin verstand, ist eine Aktivistin geworden. Theresa: „Ich tue das, weil ich das kann. Und jetzt kann ich nicht damit aufhören.“ ♀

Theresa Breuer in den Bergen von Afghanistan. Ruben Neugebauer, der aktive Helfer.



i INFORMATION
Spenden
www.kabulluftbruecke.de/spenden



Friederike Otto DIE WETTER-DETEKTIVIN

Hitzewelle, Dürre oder Flutkatastrophe – Friederike Otto kann ausrechnen, ob es am Klimawandel liegt. Text: Judith Rauch. Foto: Geraint Lewis.

Ihre Stimme wird weltweit gehört, wenn es um den Klimawandel geht: Die deutsche Physikerin Friederike Otto, Jahrgang 1982, kann extreme Wetter-Ereignisse deuten, kurz nachdem sie passiert sind. Das Hochwasser an Ahr und Erft im Juli 2021, so fanden Otto und ihre Kollegen am 23. August heraus, war zwar auch unter heutigen Umständen ein Extremereignis, wie es statistisch gesehen nur alle hundert Jahre vorkommt. Der menschengemachte Klimawandel hat es aber um einen Faktor 2 wahrscheinlicher gemacht.

Die extreme Hitzewelle im Nordwesten der USA und an der kanadischen Pazifikküste im Juni 2021, bei der Waldbrände eine ganze Kleinstadt zerstörten, wäre dagegen „ohne den Klimawandel niemals aufgetreten“, so Friederike Otto. Bei der entsprechenden Studie, die bereits am 7. Juli erschien, war sie die Hauptautorin. Steige die mittlere Temperatur der Erde jedoch noch weiter – auf 2 Grad mehr als vor Beginn der Industrialisierung – würden der entsprechenden Region alle fünf bis zehn Jahre extreme Hitze und Brände drohen.

So genau und so schnell können Klimaforscher heute eine Wetterkatastrophe statistisch einordnen und die Rolle des Klimawandels als Mitverursacher berechnen. Dass das überhaupt geht, ist zu nicht geringem Teil der jungen Deutschen zu verdanken, die in Potsdam Physik studiert und in Berlin in Philosophie promoviert hat. Ab 2011 war sie in verschiedenen Positionen an der Universität Oxford tätig, heute forscht sie am Grantham-Institut für Klimawandel und Umwelt des Imperial College London. Friederike Otto (verheiratet, ein Sohn) hat die „Attributionsforschung“ (so der Fachausdruck) zwar nicht selbst erfunden. Aber: „Ich habe die Geschwindigkeit erhöht, in der wir Antworten geben.“ Die Zeitschrift *nature* feierte sie dafür als eine der zehn wichtigsten ForscherInnen des Jahres 2021. Titel ihres Porträts: „Die Wetterdetektivin“.

Wie die Wissenschaftler bei ihren Ermittlungen vorgehen, kann Otto einfach erklären: Sie benutzen Klimamodelle, „wie sie auch jeder Wetterdienst benutzt“, und lassen sie viele Male rechnen – etwa einen typischen Juli an der Ahr berechnen. Das-

selbe machen sie dann mit Daten, aus denen die Treibhausgase herausgerechnet sind – so als wären nie massenhaft Kohle, Gas und Erdöl verfeuert worden. Sie simulieren damit eine hypothetische Welt, die es nie gegeben hat. Aus dem Vergleich der beiden Simulationen lässt sich der Anteil erschließen, den der menschengemachte Klimawandel an einem extremen Wetterereignis hat.

„Wer die Ursachen kennt, weiß, wie er handeln muss“, das macht Friederike Otto auch in ihrem Buch „Wütendes Wetter“ deutlich, das 2019 erschienen ist und sich immer noch sehr gut verkauft. „Hält ein Deich einem Jahrtausendereignis nicht stand, zieht das ganz andere Maßnahmen nach sich, als wenn er unter einem häufig zu erwartenden Ereignis zusammenbricht. Ebenso fällt die Reaktion anders aus, wenn die Wahrscheinlichkeit für ein Wetter-Ereignis ab- statt zunimmt.“

Auch die Kosten, die der Klimawandel mit sich bringt, lassen sich dank der Attributionsforschung besser abschätzen als bisher. Und noch etwas ist der Klimadetektivin wichtig: dass die wahren Schuldigen zur Rechenschaft gezogen werden. „Firmen wie Exxon, BP und auch RWE haben pseudowissenschaftliche Studien veröffentlicht, haben Klimaleugner für sich sprechen lassen und Zweifel an der seriösen Klimaforschung gesät.“ So sei viel zu lange abgewartet und viel zu spät umgesteuert worden. Nun aber trauen sich immer mehr Geschädigte, diese Firmen zu verklagen. Sie könnten in Zukunft dank Attributionsforschung eher Recht bekommen. „Denn mit unseren Daten können wir die Beweiskette zwischen Ursache und Schaden schließen.“

Für Friederike Otto, die in Kiel in einem sozialdemokratisch geprägten, lese- und diskussionsfreudigen Elternhaus aufwuchs (Lieblingsschriftstellerin zur Schulzeit: Virginia Woolf), ist der Klimawandel vor allem bedrohlich, „weil er die soziale Ungleichheit verstärkt“. Damit das nicht so bleibt, setzt sie sich nun vor allem dafür ein, die Attributionsforschung in den armen Regionen der Erde zu stärken und ihre Ergebnisse dort für den Klimaschutz nutzbar zu machen. ♀



WEITERLESEN
Friederike Otto:
Wütendes Wetter
(Ullstein, 10,99 €)



Topsy Küppers TÄGLICH KOPFSTAND

Die Nazis hat sie überlebt. 1959 lernt die Schauspielerin Georg Kreisler kennen, zog nach Wien und blieb. Bis heute. Text: Stefanie Panzenböck. Foto: Lukas Beck.

Topsy Küppers beginnt jeden Tag mit einem Yoga-Kopfstand. Shirshasana heißt die Übung, bei der man sich ganz langsam und konzentriert hochzieht. „Und dann darf man auf keinen Fall herunterfallen wie ein Kartoffelsack“, sagt die 90-Jährige. Die Künstlerin weiß, wovon sie spricht, denn Shirshasana praktiziert sie seit 1960. „Dem Kopfstand habe ich zu verdanken, dass ich keine Hörgeräte und keine Brille brauche“, sagt Küppers. „Weil alles so stark durchblutet ist. Auch für die Stimme ist es wunderbar.“

Seit einigen Jahren lebt Küppers in einer Wohnung des Wiener Maimonides-Zentrums, einem Seniorenheim der Israelitischen Kultusgemeinde. Im August 2021 feierte sie ihren 90. Geburtstag, davor kam ihr neues Buch „Nix wie Zores“ heraus, das von Begegnungen mit jüdischen Menschen erzählt.

Küppers wurde 1931 in Aachen geboren. Ihre alleinerziehende Mutter arbeitete als Buchhalterin, die Großmutter kümmerte sich tagsüber um ihre Enkelin. An die beiden Frauen hat Küppers nur die besten Erinnerungen. „Gemeinsam sind wir durch alle Wirrnisse gekommen: Krieg, Lager, Flucht.“

Und die Großmutter gab ihr einen wichtigen Satz mit auf den Weg: „Vorurteil is a Loch im Kopf von Bledé.“

Topsy Küppers war eineinhalb, als Hitler an die Macht kam. Über ein Jahr musste sich die Familie gegen Kriegsende in einem holländischen Keller verstecken. Topsy Vater war jüdisch und die Familie somit verfolgt. Anfang 1945 wurden sie befreit und kamen in ein Lager für Displaced Persons. Über diese Zeit spricht Küppers nicht gern. „Auch heute erleben junge Menschen manchmal furchtbare Sachen“, meint sie. „Ich will da kein großes Tamtam machen.“

Schon als Kind bekam Küppers Ballettunterricht. Später absolvierte sie eine Schauspielerausbildung, trat am Theater und als Chansonnière auf. Ende der 1950er lernte sie den österreichischen Komponisten und Kabarettisten Georg Kreisler kennen. Sie heirateten und zogen nach Wien, 1965 nahm Küppers die österreichische Staatsbürger-

schaft an. Auch künstlerisch waren sie ein Paar. Kreisler spielte Klavier, Küppers sang. Ihr erfolgreichstes Stück sollte „Heute Abend: Lola Blau“ werden, 1971 uraufgeführt. In Liedern erzählt das Ein-Personen-Stück die Geschichte einer jüdischen Künstlerin, die vor den Nazis flüchten musste. Mehr als tausend Mal stand Küppers als Lola Blau auf der Bühne. 1976 ging die Beziehung mit einem Mal zu Ende. Küppers und Kreisler hatten zwar beschlossen, gemeinsam ein Theater zu eröffnen, doch eines Morgens ließ er sie wissen: „Übrigens, ich mache nicht mit.“ Die Trennung war schmerzhaft. Aber Küppers setzte das Vorhaben allein um. 1976 eröffnete sie die „Freie Bühne Wieden“ im vierten Wiener Gemeindebezirk, die sie bis 2001 leitete.

Auf der „Freien Bühne Wieden“ brachte Küppers Werke jüdischer Autoren zur Aufführung. Es war ihr ein Anliegen, dass es einen Ort in der Stadt gab, der dieser Literatur gewidmet war. Ihr zweiter Ehemann, Carlos Springer, achtete darauf, dass keine ungebetenen Gäste ins Theater kamen. Als eines Tages Besoffene aus einem Parteilokal der rechtspopulistischen FPÖ Randalen machen wollten, beförderte er sie wieder hinaus. „Eine Woche später war die ganze Theaterauslage mit Scheiße beschmiert“, erzählt Küppers. Heulend nahm sie Bürste und Kübel und begann mit der Reinigung. „Just kam ein alter jüdischer Herr vorbei. ‚Mädele, was weinste‘, sagte er kopfschüttelnd. ‚Hamma nicht Schlimmeres erlebt?‘ Und ich war geheilt.“

Bei dieser Geschichte müsse sie immer an all die vielen Menschen im Maimonides-Zentrum denken, die durch die Hölle gegangen sind, sagt Küppers. Sie beobachte, dass einige von ihnen im hohen Alter fromm geworden seien. Sie selbst halte sich an einen ihrer Lieblingsautoren, den Schriftsteller Isaac Bashevis Singer. „Als er den Nobelpreis bekam, fragte man ihn: ‚Sie wurden zum Rabbiner erzogen, sind Sie fromm?‘ Und er hat gesagt: ‚Ich bin nicht fromm, aber ich bete jeden Tag.‘“ Das sei auch ihre Antwort auf die Frage nach dem Glauben. „Ich sage jeden Tag danke. Dass ich mich so bewegen kann und arbeiten darf.“ ♀

Georg Kreisler und Topsy Küppers, seine beste Interpretin.



WEITERLESEN
Topsy Küppers: Nix wie Zores! Jüdisches Leben und Lieben (edition a, 20 €)





Helge Henry Branscheidt



Eine gesunde junge Frau: Anne-Sophie Monrad 2021 (links). Elf Jahre zuvor, 2010 als Top-Model in „Top Shape“ – mit einem Körper, wie ihn die Branche verlangt.

Die ganze Branche ist krank!

Sie lief für Givenchy, Gaultier, Karl Lagerfeld und viele andere. Zehn Jahre lang war Anne-Sophie Monrad ein Top-Model. Das hätte sie fast mit ihrer Gesundheit bezahlt. In ihrem Buch erzählt sie, wie es in der Modewelt wirklich zugeht.

Anne-Sophie, als Wolfgang Joop im November 2021 von Machtmissbrauch und sexuellen Übergriffen von reichen Männern an jungen Models in den guten alten Zeiten sprach, waren viele entsetzt. Du auch?

Niemand, der die Branche kennt, war das. Und: Das Ausnutzen von Macht und sexuelle Übergriffe gehören nicht einer „sündigen Vergangenheit“ an, sondern das ist noch immer Alltag im Leben vieler Models. Ich hätte mir gewünscht, dass nach dem Wirbel um Joops Äußerungen endlich was passiert. Ist es aber nicht, das System ist geblieben.

Wer ist denn das System?

Es sind die Booker, Fotografen, Agenten, Designer. Entweder geben sie Versprechungen, die dann aber nie eingelöst werden oder es läuft ganz direkt mit Erpressungen, nach dem Motto: Wenn du hier weiterkommen willst, dann ... Das passiert auch bei minderjährigen Models. Die sollen dann noch dankbar sein, weil sich ihr Peiniger ja so für sie einsetzt. Die ganze Branche fußt auf dem Prinzip Ausbeutung.

Gibt es gar keinen Protest aus Model-Kreisen?

Nein. Es ist ein Business, in dem es keine Regeln gibt. Die Modebranche ist eine eigene Welt. Das ist von außen nur schwer nachvollziehbar. Die Models sind meist zwischen 16 und 24 Jahre alt, halbe Kinder, sie arbeiten in fremden Städten in einem immerzu neuen Umfeld, sie haben überhaupt keine Erfahrung in der Arbeitswelt, glauben natürlich alles, was Chefs ihnen sagen. Es gibt keine Kontrollinstanzen.

Hast du selbst auch sexuelle Übergriffe erlebt?

Mir wurde angeraten, mit einem Promi in die Kiste zu gehen, um Öffentlichkeit zu bekommen. Da werden oft professionelle Deals geschlossen. Direkte Übergriffe konnte ich zum Glück abwehren. Ich bin sehr behütet aufgewachsen. Wenn es im Job sexuell anzüglich wurde, hat mein innerer Kompass ausgeschlagen.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel, wenn mir ein Fotograf sagte, ich solle das männliche Model anschauen, als hätte ich Lust auf Sex. Es gab einen Haufen grenzwertiger Bilder, die eindeutig pornografisch ausgerichtet waren, und die ich heute garantiert nicht mehr machen würde. Ich habe meinen Eltern eine innere Haltung zu verdanken, die mich vor vielem bewahrt hat.

Wie hat denn dein Traum vom Modeln angefangen?

Zuhause auf dem Sofa beim Schauen von „Germany’s Next Topmodel“. Ich habe mir so einen Pony wie Heidi Klum schneiden lassen, fand das alles ganz toll. Dieser Glamour, diese Anerkennung. Dann habe ich bei einem Model-Wettbewerb in Flensburg mitgemacht. Ich habe nicht gewonnen, aber der damalige Booker gab mir seine Karte und meinte: Du hast eine Chance. Meld’ dich, wenn du abgenommen hast!

Wie ging es weiter?

Ich habe mich bei einer Agentur gemeldet, kleine Aufträge bekommen. Mit gerade 18 bin ich zum ersten Mal nach New York geflogen, allein. Ich bin nachts gelandet, ein Fahrer von der Agentur fuhr mich zum Model-Apart-

ment. Wir kamen am Times Square mit all seinen blinkenden Lichtern vorbei, und ich dachte nur: Wow! Das ist es! Ich komme vom Land in Flensburg, sowas kannte ich nicht. Drei Tage später kam der erste Downer bei den Castings. Mir wurde immer wieder gesagt, ich soll abnehmen. Dabei war ich ein sehr schlankes junges Mädchen. Ich bin ständig Achterbahn gefahren. Mal war alles supertoll, dann war ich wieder zu dick.

Was hast du konkret erlebt?

Ich wurde bei Castings mit „Hello Fatty“ begrüßt, nach dem Messen mit dem Maßband hieß es: Wären da nur nicht diese Löwenschenkel! Ich musste mich in Schuhe in Größe 37 quetschen, obwohl ich 41 habe und den ganzen Tag darin rumstehen. Alle Models werden permanent körperbezogen drangsaliert und schikaniert.

Wie genau passiert das?

Durch das öffentliche Wiegen oder Messen mit dem Maßband zum Beispiel. Es gibt kaum etwas Entwürdigenderes. Dann die Castings. Bei Calvin Klein zum Beispiel wartest du stundenlang, bis du dran bist. Dann kommt man zu fünft in den Raum, muss kleine schwarze billige Seidenkleidchen von H&M anziehen – die völlig dreckig und verschwitzt sind – und muss in einer Reihe im Gleichschritt zum Tisch und zurücklaufen. Da sitzen dann drei Leute und sortieren per Zuruf aus. Es wird verkündet, wer noch abnehmen muss oder gelobt, wer in Top-Shape ist und wird auf den Po geklatscht.

Was hat dich am meisten bedrückt?

Die ständige Bewertung der Figur: Zu viel Po, zu viel Brust, zu viel Ober-



So posiert Anne-Sophie als Model.
Unten: Als jüngstes Kind in
einer „glücklichen Familie“.



schenkel. Es ist verpönt, weibliche Rundungen zu haben. Die dünnsten Models werden am besten behandelt – das sendet ein Zeichen an alle anderen. Dir wird gesagt: Iss kein Brot, keinen Mais, keine Kartoffeln. Ich habe mich zeitweise nur von Säften und Shakes ernährt. Irgendwann habe ich meine Periode nicht mehr bekommen, weil ich zu untergewichtig war. Ich habe eine ernste Essstörung entwickelt. Ich war mit einer Größe von 1,81 Meter unter 55 Kilo.

Was verdient man denn als Model?

Du musst wirklich viel verdienen, bis was hängen bleibt. Die Flüge, die Doppelmietten. Übrigens auch die Krankenversicherung – und die ist ganz schön teuer, wenn man untergewichtig ist. Immer bekommt die Agentur 25 Prozent, dann kommen noch die Steuern runter. Auch wenn du einen Tagessatz von 4.000 Euro hast, weißt du nicht, ob du im nächsten Monat wieder einen Auftrag kriegst. Dann gibt es viele Jobs, zum Beispiel Fotostrecken für Magazine, die nicht bezahlt werden, weil sie „für die Ehre“ sind. Es ist unglaublich, was alles unter „Ehre“ läuft, weil es als karrieredienlich gilt. Die Agentur kriegt aber immer was.

Wie ticken diese Agenturen?

Das sind Abzocker. Sie machen Models emotional abhängig. Das geht bis zu Gehirnwäsche. Und es ist Missbrauch. Eigentlich dürften Minderjährige noch keine Models sein. Auch 18 ist noch viel zu jung.

Was war der Wendepunkt für dich?

Ich habe eine Model-Freundin im Krankenhaus besucht, die beinahe

gestorben wäre, weil sie zu dünn war. Ihr Körper war zu schwach für ein funktionierendes Immunsystem, jede Erkältung war lebensbedrohlich. Der Arzt sagte, wenn sie noch zwei Kilo weniger gehabt hätte, wäre sie gestorben. Da habe ich beschlossen: Ich will ab jetzt gesund sein!

Und dann?

Das habe ich meiner Agentur mitgeteilt – und habe keine Jobs mehr bekommen. Dann habe ich beschlossen, damit an die Öffentlichkeit zu gehen und mein Buch „Fashion Victim“ über das Business zu schreiben. Ich hatte gehofft, dass es einen Aufschrei gibt, dass sich endlich etwas ändert, aber das ist nicht eingetreten. Aber immerhin können Eltern, deren Tochter davon träumt, ein Supermodel zu werden, damit einen Einblick davon kriegen, wie das Leben als Model wirklich ist.

Was machst du heute?

Ich model noch hin und wieder, aber nur unter meinen Bedingungen. Ich habe meine Waage weggeworfen, das Maßband zu meinem Nähzeug gelegt. Ich habe beschlossen, mich in den Agenturen nicht mehr messen zu lassen. Entweder man will mich so, wie ich jetzt bin, oder nicht. Und langfristig will ich beruflich was anderes machen, daran arbeite ich gerade. ♀

Das Gespräch führte Annika Ross.

WEITERLESEN

Anne-Sophie Monrad: Fashion Victim –
Licht und Schatten des Modelbusiness:
Ein Topmodel berichtet (dtv, 16,95 €)

2 AKTUELLE EMMAs GRATIS PLUS 1 BUCH FÜR NUR 15 €*

DAS BUCH ZUR DEBATTE

Mit Beiträgen von TherapeutInnen,
GendertheoretikerInnen – und
Betroffenen. Ein Augenöffner.
Alles zusammen für nur 15 €*
(statt 34.80). Lieferbar ab 30. März.



Ladenpreis 15 €



Bestellen unter:
emma.de/trans

JA, ICH BESTELLE DAS BUCH „TRANSSEXUALITÄT“ PLUS 2 EMMAS GRATIS ZUM PREIS VON 15 €*

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

INT2E+TR (6109)

Gezahlt wird:

per Rechnung per Einzugsermächtigung.

IBAN

BIC

Datum, Unterschrift

Coupon an: EMMA Abo-Service,
Postfach 81 06 40, 70523 Stuttgart

Soll das Probeabo nicht weiterlaufen, muss es nach der 2. Ausgabe gekündigt werden. Sonst geht es in ein Abo zu 54 € pro Jahr über. Dieses Abonnement kann jederzeit gekündigt werden.

EMMA erscheint in der EMMA Frauenverlags GmbH, Geschäftsführerin Alice Schwarzer, Bayenturm, 50678 Köln, HRB 7742 Köln. Preis 54 € (75 Sfr) im Jahr, Versand gratis in Deutschland, Schweiz und Österreich. Weiteres Ausland zzgl. Versandkosten. Nach dem ersten Jahr kann ich jederzeit kündigen.

SEPA-Lastschriftmandat Ich ermächtige den ZENIT-Vertrieb, wiederkehrende Zahlungen mittels Lastschrift von meinem Konto einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Vertrieb auf mein Konto eingezogene Lastschrift einzulösen.

Hinweis Ich kann innerhalb von 8 Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen.

* Versand ins Ausland plus 5 €

Widerrufsgarantie Sie können Ihren Vertrag innerhalb von 14 Tagen ohne Angabe von Gründen in Schriftform widerrufen. Das Widerrufsformular finden Sie unter www.emma.de/widerruf. Zur Wahrung der Frist genügt die Absendung an: EMMA Abo-Service, Postfach 810640, 70523 Stuttgart, E-Mail emma@zenit-presse.de, Fax 0711/725 23 33.

Die Droge Instagram

Wenn das Handy zum Gefängnis wird – das Gefühl kennen viele Jugendliche. Mädchen sind besonders gefährdet, sie verfallen Instagram und seinen Dealerinnen, den Influencerinnen. Neue Studien sind alarmierend.



Vielen Dank für das Thema Influencerinnen, das ist ein Augenöffner! Nun weiß ich, in welche Welt meine Tochter jeden Tag abtaucht, und ich bin hochalarmiert!“ – Das schrieb uns unsere Leserin Sabine Wellner zu unserem Dossier (5/21) über die „Unheimliche Macht der Influencerinnen“. Und sie war nicht die einzige.

Doch da ändert sich gerade etwas. Weltweit rückt Instagram in das Zentrum der Forschung – mit ersten alarmierenden Erkenntnissen.

So nennt Jonathan Haidt, ein US-amerikanischer Psychologe der Stern School of Business New York und Spezialist für „Moralpsychologie“, Instagram als eine „beispiellose Keimzelle von Selbsthass und Unzufriedenheit“ und stuft es als „gefährlichste Plattform“ für die mentale Gesundheit ein. Instagram verdränge jede Form der Interaktion, stelle das Privatleben öffentlich zur Schau und unterwerfe das äußere Erscheinungsbild den harten Maßstäben von Likes und Kommentaren. Erfolgsgefühle speisten sich nur noch aus einer kollektiven äußerlichen Bestätigung, die Folge sei ein totaler emotionaler Kontrollverlust.

Nach Haidt am stärksten gefährdet: junge Mädchen. „Während Jungen in erster Linie Online-Gaming betreiben, fühlen sich Mädchen von den visuellen Inhalten angezogen und verschreiben sich tagesfüllend Instagram und den darauf agierenden Influencerinnen.“ Wer ständig daran erinnert wird, was alle anderen haben, man selbst aber nicht, fühlt sich jeden Tag ein wenig schlechter. In nahezu allen reichen Ländern explodieren in der Tat die Zahlen essgestörter und psychisch kranker junger Mädchen. Kinder- und JugendpsychologIn-

nen sprechen bereits von einer ganzen Generation, die durch Instagram „versaut“ sei.

Haidt analysiert Studien über Essstörungen, Depressionen, Angstzustände und Selbstverletzungen junger Mädchen, die seit dem Siegeszug von Social Media in den 2010er Jahren sprunghaft angestiegen sind. In den USA waren bereits 2014 etwa 80 Prozent der Highschool-SchülerInnen auf einer Plattform aktiv, heute dürfte die Zahl bei fast 100 liegen.

Auch britische WissenschaftlerInnen kamen schon 2017 zu dem Schluss, dass die Scheinwelt von Instagram den Druck auf junge Mädchen enorm erhöhe und sie krank mache. Dieser Druck liege schon allein in der Masse der Posts begründet. Influencerinnen posten bis zu sechs Mal täglich neues, vermischen dabei Privates und Produkte à la „Das hier ist Mimi, mein Meerschweinchen – Probiert doch mal diesen Lippenstift – war heute in meinem Lieblings-Veggie-Restaurant und danach beim Workout“. Und Followerinnen haben nicht nur eine Influencerin, der sie folgen, sondern durchschnittlich vier bis sechs. Macht bis zu 36 Posts am Tag, die sie lesen. Hinzu kommen die Posts und Nachrichten aus dem eigenen Freundeskreis.

Lange haben SozialforscherInnen die Ursachen für die Verschlechterung der psychischen Gesundheit von Jugendlichen in der wirtschaftlichen Unsicherheit infolge der Finanzkrise von 2008 gesehen. Haidt aber fragt: „Warum sollte das Teenager-Mädchen betreffen? Und warum gibt es exakt die gleichen Entwicklungen bei Mädchen in den USA, Kanada, Großbritannien, Deutschland und in nahezu allen Industrieländern?“

Auch aktuelle Umfragen aus Deutschland zeigen, dass Mädchen, die Instagram intensiv nutzen, mit zwei- bis dreimal höherer Wahrscheinlichkeit depressiv werden als Mädchen, die sie nur wenig oder gar nicht nutzen. Homeschooling und Social Distancing durch Corona haben diese Entwicklung verschärft.

Doch Haidt geht noch weiter. Er analysiert auch das Geschäftsmodell von Instagram, nach dem bewusst Suchtstrukturen aufgebaut werden. Algorithmen, die passgenau zum Nutzverhalten der UserInnen arbeiten – und nicht zu durchschauen sind. Dazu der Zeitdruck. Wer ein paar Stunden nicht eingeloggt war, erhält die Nachricht: „Jemand, den du kennst, hat ein Update gepostet.“ Und dann wären da noch die „Stories“, die nach 24 Stunden automatisch wieder verschwinden. Die Botschaft: Du verpasst etwas, wenn du nicht permanent bei uns bist. Haidt: „Instagram ist eine Droge!“

Das belegt auch die Neurologin Nisha Syed Nasser. Sie steckte 20 Studierende, die viel auf Instagram unterwegs waren, in einen Gehirnscanner und beobachtete, was bei den Aktivitäten passierte. Nasser: „Das Gehirn wird stimuliert wie durch Alkohol, Nikotin oder Glücksspiel. Diese Glücksmomente (bei einem Like zum Beispiel) prägen sich in die neuronalen Bahnen ein.“ Und das bringe die NutzerInnen dazu, immer wiederzukommen.

Kinderschutzorganisationen für digitale Sicherheit, wie die Stiftung 5Rights, machen seit Jahren darauf aufmerksam, dass Soziale Medien wie Instagram süchtig machen und reguliert werden müssen.

Instagram stelle ja nur die Möglichkeit zur Verfügung, nicht die Inhalte, heißt es oft. Keine Rede davon, dass das bewusste Süchtigmachen zum Geschäftsmodell gehört. Das Problem: Zu viele verdienen daran. Wer will schon einen Marktplatz der Millionen Möglichkeiten schließen? Die Politik? Die spielt selbst dort mit, endlich keine lästigen Medien mehr. Verbraucherschützer? Nicht einmal Anzeigen gegen Influencerinnen wegen Schleichwerbung fangen. Gesundheitsämter? Die Frage beantwortet sich schon durch Corona – die sind heillos überfordert und dürften Instagram so ziemlich als letztes auf dem Zettel haben. Und generell ist es schwierig, ein globales Problem lokal zu lösen.

Der Amerikaner Jonathan Haidt fragt trotzdem: „Wie viele Beweise brauchen Eltern, Gesetzgeber und Aufsichtsbehörden, bevor sie eingreifen, um junge Menschen zu schützen? Was muss passieren?“ Er schlägt vor, Unternehmen wie Facebook zur Herausgabe von Daten zu zwingen und die

Die Droge Instagram stimuliert das Gehirn genauso wie Alkohol, Nikotin und das Glücksspiel.

Altersgrenze für UserInnen zu erhöhen. Kindern unter 16 Jahren sollte es nicht erlaubt sein, ihre Daten und ihre Privatsphäre online preiszugeben. Gleichzeitig sieht Haidt auch Eltern in der Verantwortung, ihren Kindern, besonders den Töchtern, die Mechanismen von Instagram zu erklären und bei ihnen ein Bewusstsein für die Scheinwirklichkeit zu schaffen – und sie so lange wie möglich von der Droge Instagram und seinen DealerInnen fernzuhalten. ♀ ANNIKA ROSS

WEITERLESEN
Dossier „Die (un)heimliche Macht der Influencerinnen“ (5/21)

Anzeige



DIE FRAUEN OFFENSIVE

Die erste Ministerin im bundesdeutschen Kabinett war das „Fräulein Schwarzhaupt“, wie Kanzler Adenauer zu sagen pflegte: Dr. Elisabeth Schwarzhaupt, Gesundheitsministerin (CDU). 1977, als die erste EMMA erschien, gab es im Kabinett von Kanzler Schmidt (SPD) immer noch nur eine Ministerin: Katharina Focke. Heute unter Kanzler Scholz sitzen am Kabinetttisch acht Minister und acht Ministerinnen, plus die Staatsministerin für Kultur. Und weil es so einen Spaß macht, das auch mal so richtig zu sehen, hier alle neun.



ANNALENA BAERBOCK Außenministerin, Grüne. Die 41-jährige wollte Kanzlerin werden. Nun ist sie die erste Außenministerin. Aufgewachsen ist sie auf einem Bauernhof in Pattensen, in einem „Hippie-Haushalt“. Mit Ehemann Daniel Holefleisch, einem PR-Manager und Lobbyisten, hat sie zwei Töchter.



NANCY FAESER Bundesinnenministerin, SPD. Die 51-jährige Hessin ist die erste Frau, die das Innenressort leitet. Sie war auch die erste Frau in ihrer Familie, die studieren durfte. Die Volljuristin ist Mutter eines siebenjährigen Sohnes und mit einem Rechtsanwalt verheiratet.



KLARA GEYWITZ Bauministerin, SPD. Die 46-jährige Potsdamerin kandidierte 2019 an der Seite von Olaf Scholz für den SPD-Vorsitz. Sie hat eine Tochter plus Zwillingssöhne und bezeichnet sich als „fröhliche Christin“ (evangelisch). Sie ist mit einem Journalisten verheiratet.



CHRISTINE LAMBRECHT Verteidigungsministerin, SPD. Die 56-jährige Mannheimerin und Ex-Justizministerin bzw. Frauenministerin will „Soldatinnen in der Bundeswehr nach vorne bringen“. Ihr Sohn Alexander (21) ist „im Bundestag groß geworden“ und heute selbst ein Juso, Lambrecht ist geschieden.



STEFFI LEMKE Umweltministerin, Grüne. Die 54-Jährige aus Sachsen-Anhalt war Bundesgeschäftsführerin ihrer Partei. Neben Geywitz ist die Dessauerin die zweite Ostdeutsche im Kabinett. Die gelernte Zootechnerin (Melkerin) war 1990 Gründungsmitglied der Grünen in der DDR. Sie ist geschieden und hat einen Sohn.



CLAUDIA ROTH Die ehemalige Grünen-Chefin und Vize-Bundestagspräsidentin (66) ist nun Kulturstatsministerin. Sie fällt auf im politischen Betrieb: hohe Emotionalität, demonstrativ bunte Kleidung, gilt als große Umarmerin. Roths Eltern, FDP-Anhänger, galten im tief-schwarzen Bayern als „linksradikal“ und weckten ihr politisches Interesse.



SVENJA SCHULZE Ministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, SPD. Die 53-jährige Ex-Umweltministerin will eine „feministische Entwicklungspolitik“ betreiben. „Es gibt weniger Hunger auf der Welt, wenn Frauen gleichberechtigt Verantwortung tragen!“ Ihr italienischer Mann arbeitet beim DGB NRW.



ANNE SPIEGEL Ministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Grüne. Die 41-Jährige war zuletzt Umweltministerin in Rheinland-Pfalz. Nach ihrem Studium reiste sie als Backpackerin ein Jahr um die Welt. Sie hat sizilianische Wurzeln, einen schottischen Hausmann und vier Kinder. – Porträt in der Januar/Februar-Ausgabe von EMMA.



BETTINA STARK-WATZINGER Bildungsministerin, FDP. Bisher war die 53-jährige Geschäftsführerin der Bundestagsfraktion. Sie stammt aus einer Handwerker-Familie im Taunus. „Mein Opa war Schreinermeister, meine Mutter wäre gerne Architektin geworden, durfte es aber nicht.“ Sie ist verheiratet, hat zwei Töchter und lebt in ihrer Heimatstadt Bad Soden.

TRANSSEXUALITÄT

„Alles, was mit trans zu tun hat, wird gerade bei Jugendlichen glorifiziert“

Seit Anfang des Jahres reicht in der Schweiz ein Gang zum Zivilstandsamt, um offiziell das Geschlecht zu wechseln. Bei Nadia Brönimann war das alles noch viel komplizierter. Als die bekannteste Schweizer Transfrau vor 24 Jahren das Geschlecht wechselte, sprach man selten darüber. 2016 zog sich Brönimann aus der Öffentlichkeit zurück. Sie ist heute 52 und sorgte kürzlich für Schlagzeilen, weil sie erklärte, den operativen Eingriff zu bereuen. Das brachte ihr bei den Trans-AktivistInnen Kritik ein.



Sie haben kürzlich in der NZZ gesagt, Sie würden Ihre Operation bereuen. Wie waren die Reaktionen darauf?

Es kamen viele Rückmeldungen! Von jungen Transmenschen, von Leuten aus der Gay-Szene, von Eltern betroffener Jugendlicher, von vielen Fachpersonen. Drei Viertel davon waren positiv, der Tenor: Es ist wichtig, dass man die schwierigen Seiten von Geschlechtsangleichungen ebenfalls aufzeigt. Aber es gab auch Beschimpfungen. Das war zu erwarten – ich wusste, dass ich mich mit dieser Aussage nicht beliebt mache.

Warum?

Es ist ein Tabu. Keine Transperson gibt gerne zu, dass das Ergebnis der Operation nicht gelungen ist, weil es ja ein freiwillig gewählter Weg war. Es braucht viel Mut, sich das einzugestehen oder gar öffentlich zu sagen. Darum hört man kaum von jenen, bei denen es nicht gut lief.

Meldeten sich Menschen, denen es ergangen ist wie Ihnen?

Ja, zum Beispiel die Eltern eines jungen Mannes, der sich mit 18 operieren ließ und heute, mit 24, alles rückgängig machen möchte. Auch für ihn war die Operation nicht der Befreiungsschlag, den er sich erhoffte. Ich verstehe nicht, warum unsere Erfahrungen bedeutungslos sein sollen.

Wann haben Sie gemerkt, dass die Operation nicht das Richtige war für Sie?

Als ich zurück in den Alltag fand, nach vier, fünf Jahren. Anfangs war alles konfus, ein einziges Durcheinander. Man kann es nicht fassen, es ist eine Mischung aus Euphorie und Schmerz. Als das vorbei war, merkte ich: Das Skalpell hat meine Probleme nicht gelöst. Mein Ich war nicht operiert worden, es war immer noch da und dasselbe wie vorher.

Diese Erkenntnis muss enorm schmerzhaft gewesen sein.

Das war es. Mittlerweile habe ich gelernt, damit umzugehen. Trotzdem wird es mich bis ans Ende meines Lebens beschäftigen. Gleichzeitig ist mir wichtig festzuhalten, dass ich mich nicht als Opfer fühle. Ich bin sehr zufrieden mit meinem weiblichen Dasein. Aber wenn ich sehe, wie viele Möglichkeiten an Lebensentwürfen es heute gibt, denke ich: Wenn ich bloß diese Chance damals auch gehabt hätte!

Welche Lebensentwürfe meinen Sie?

Es ist heute möglich, in seinem sozialen Wunschgeschlecht zu leben, ohne dass man deswegen Operationen machen lassen muss. Deshalb finde ich es so wichtig, dass man jungen Betroffenen diese Chancen ebenfalls aufzeigt. Stattdessen wirkt es, wie wenn es nur zwei Möglichkeiten gäbe: wenn trans, dann Hormone und Operation, wenn

nicht, dann nicht. Das ist mir zu schwarz-weiß.

Was stört Sie daran?

Wir haben den Jugendlichen gegenüber eine Sorgfaltspflicht. Junge Menschen sind in ihrer Psyche und Identitätssuche noch nicht gefestigt, da müssen die Abklärungen ganz genau sein. Aber derzeit wird alles, was mit trans zu tun hat, gerade bei Jugendlichen glorifiziert.

Zu Ihrer Zeit war es wohl eher umgekehrt.

Es war insofern umgekehrt, als dass trans damals nicht so viel Aufmerksamkeit bekam wie heute. Gleich geblieben ist aber das Bedürfnis, Menschen zu schubladisieren. Wir sollten doch heute weiter sein.

Was meinen Sie mit schubladisieren?

Wir sollten mit Identitätsschwankungen gelassener umgehen. Die gehören zur Pubertät. Es wäre wichtiger, junge Menschen darin zu bestärken, dass sie so in Ordnung sind, wie sie sind, als sie zu schnell einer Geschlechtsidentität zuzuordnen.

Trans ist letztlich auch wieder eine Schublade?

Genau. Wir sollten den Jugendlichen zugestehen, diese Selbstsuche ohne äußere Einflüsse zu erleben. Wenn eine Behandlung angezeigt ist, soll die selbstverständlich gemacht werden. Aber wenn immer von Diversity gesprochen wird, müssten wir doch das Ziel haben, jede Form von Andersartigkeit okay zu finden. Stattdessen wird das Gegenteil suggeriert.

Haben Sie ein Beispiel?

Sagen wir, ein Junge spielt gerne mit Puppen. Für viele Eltern ist das heute ein hinreichendes Signal, um eine Abklärung machen zu lassen, und in so einem Fall ist mittlerweile schnell das Verdikt trans zur Hand. Wenn dann

noch die Schulpsychologin involviert wird und man den Gspändli sagt, sie müssten lieb sein zu ihm, weil der Junge trans sei, wird der Junge, der einfach gerne mit Puppen spielt, zu einer Besonderheit mit dem Etikett „trans“. Man könnte ihm auch einfach zeigen, dass es völlig okay ist, wenn er mit Puppen spielt.

Wird Ihrer Ansicht nach auch zu schnell körperlich eingegriffen?

Das ist manchmal mein Eindruck, ja. Dabei muss das Skalpell das allerletzte Mittel sein. Die Unversehrtheit des Körpers sollte über allem stehen. Sie ist unser höchstes Gut.

Sie sprechen aus leidvoller Erfahrung?

Ich nehme seit 27 Jahren Hormone – das ist eine Belastung für den Körper, und das merke ich. Es ärgert mich deshalb, dass zum Beispiel das Unispital Zürich Studien präsentiert, gemäß denen alle Transmenschen nach der Operation glücklich und zufrieden sind.

Warum ärgert Sie das?

Weil oft nur ein Zeitraum von wenigen Jahren beobachtet wird. Das ist nicht sehr aussagekräftig, denn nach so kurzer Zeit spürt man die Nebenwirkungen der Hormone noch nicht. Nach 27 Jahren schon.

Wie machen sie sich bemerkbar?

Das ganze Wohlbefinden ist beeinträchtigt. Es ist eine Strapaze für den Körper. Damit muss ich umgehen.

Jugendliche sollten früher zu Hormonbehandlungen kommen, fordern Fachleute. Was halten Sie davon?

Es ist toll, dass es Vereinfachungen gibt. Aber sie sollen dort helfen, wo sich nach genauer Abklärung der operative Geschlechtswechsel als der einzig gangbare Weg herausstellt. Einfach alle Hürden abzuschaffen, weil man es gut meint – da frage ich mich, ob das nicht

gefährlich ist. Die vorschnelle Behandlung mit Hormonen kann verheerend sein: Im schlimmsten Fall lebt man 50, 60 Jahre mit irreversiblen Veränderungen. Da fehlt es mir an Differenziertheit, und das empfinde ich als fahrlässig. Junge Menschen kommen heute so früh mit dem Thema in Berührung, da sind sie noch gar nicht in der Lage, die Konsequenzen ihrer Entscheidungen auf das ganze Leben abzuschätzen.

Es betrifft vor allem Mädchen. In Großbritannien oder Schweden ist von einer Zunahme von 1.200 Prozent in den letzten zehn Jahren die Rede. Gab es schon immer viel mehr Transmenschen als gedacht – oder liegt es an der medialen Präsenz?

Dass offener darüber gesprochen wird und sich niemand mehr verstecken muss, freut mich sehr. Wie könnte es nicht, ich bin ja selbst Betroffene. Trotzdem glaube ich, dass nur ein Teil dieser Jugendlichen wirklich so empfindet und viele andere gerade von den Sozialen Medien beeinflusst sind. Teenager sind ja permanent damit konfrontiert, da kann man doch nicht meinen, das manifestiere sich nicht.

Wie zeigt sich das?

Der Grat ist schmal. Zum Beispiel bei „Germany's Next Top Model“. Da gehört es mittlerweile dazu, dass Transkandidatinnen mitmachen. Damit will man zeigen, wie modern man ist, es kommt mir aber vor, als gehe es vor allem um die Einschaltquoten. Man springt auf einen Hype auf, junge Leute schauen zu und bekommen mit: Transmenschen aus der Sendung bekommen medial viel Aufmerksamkeit. Noch mehr: Bei Heidi Klum sind manche Transfrauen selbst dann weitergekommen, wenn sie offenkundig keine guten Leistungen erbrachten. Das ist kontraproduktiv.

Warum?

Ich wünsche mir eine Integration auf Augenhöhe, keine Spezialbehandlung.

Wer Rechte will, hat auch Pflichten. Es kommt mir manchmal vor, wie wenn sich bestimmte Gruppen aus der Trans-Community und der Rest der Gesellschaft auf zwei verschiedenen Seiten einer Brücke gegenüberstünden. Aber statt aufeinander zuzugehen und sich in der Mitte zu treffen, wie das für ein Zusammenleben nötig ist, bleiben diese Vertreter der Trans-Community auf der einen Seite stehen und erwarten, dass die Gegenseite über die ganze Brücke geht und alle Forderungen akzeptiert. Das geht doch nicht.

Im Feminismus waren auch radikale Forderungen nötig, damit etwas passiert.

Natürlich! Dennoch ist mein Ansatz, dass Akzeptanz und Toleranz nur entstehen können, wenn alle die Hand ausstrecken. Oder um beim Bild der Brücke zu bleiben: wenn sich beide Seiten aufeinander zubewegen. So erreicht man viel mehr.

Wie sieht Ihr Leben heute aus?

Ich lebe einfach und zurückgezogen – bis vor kurzem zusammen mit meiner Katze, aber sie musste leider einschläfert werden. Momentan bin ich noch nicht bereit für ein neues Büsi. Ansonsten bin ich Single.

Sind Beziehungen schwierig? Weil Sie bekannt oder weil Sie trans sind?

Das geht Hand in Hand. Meine Beziehungen sind nie ganz einfach, weil meine Gegenüber meist schon viel über mich wissen oder zu wissen glauben. Zudem bringe ich mit meiner Geschichte einen Rucksack mit, der abschreckend wirken kann.

Sind Sie in der Trans-Community aktiv? Jetzt wäre doch der Zeitpunkt, sich wieder einzumischen.

Ich war zwar ein bekanntes Gesicht, aber ich betrieb nie Aktivismus. Vor kurzem wurde ich von der Zürich Pride angefragt, ob ich in einer Arbeitsgruppe für die Veranstaltung dieses

Jahr mitwirken möchte, und das freut mich sehr. Ich war auch überrascht.

Warum?

Weil man von mir weiß, dass ich nicht mit allem, was die Trans-Community kommuniziert, einverstanden bin. Aber gerade weil es der Zürich Pride um Inklusion geht, ist meine Meinung willkommen, denn auch unter Transmenschen ist das Spektrum ja groß. Im Podcast, wo ich zusammen mit zwei jungen Transmenschen über Themen aus der Transwelt diskutiere, ist es manchmal ebenfalls sehr kontrovers. Rückmeldungen zeigen aber, dass es geschätzt wird, wenn andere Stimmen Gehör finden – statt immer nur die eine.

Sie spielen auf die bisweilen laute Trans-Community an.

Ja, ich weiß von vielen Transmenschen, denen dieses Laute missfällt. Die leben ihr Leben und stören sich an dieser Vehemenz. Mich stört, dass keine Kritik erlaubt ist. Wer gleichberechtigt behandelt werden will, muss Kritik aushalten wie alle anderen auch. Es ist nicht jede kritische Frage gleich transphob. Meine Erfahrung ist, dass für die meisten Menschen gar nicht entscheidend ist, ob jemand trans ist. Und wenn sie einen falschen Begriff brauchen, muss man ihnen nicht gleich böse Absicht unterstellen.

Die Autorin J. K. Rowling wird mit dem Tod bedroht, weil sie sagt, Transfrauen seien keine Frauen. Verletzt Sie das?

Ich kann verstehen, dass sich Transmenschen in ihrer Identität angegriffen fühlen. Mich greift das nicht an. Weil ich erkannt habe: Ich muss, möchte und kann nie wie eine biologische Frau sein. Das biologische Frauenbild war lange das Vorbild, das ich eins zu eins kopieren wollte. Aber das werde ich nie erreichen. Ich bin anders sozial geprägt, habe einen anderen Körper. Es hat eine Weile gedauert, bis ich das verstanden habe.

Inwiefern?

Als ich verstanden habe, dass ich diesem Frauenbild nicht hinterherrennen muss, weil der weibliche Kosmos bunt ist und aus ganz vielen verschiedenen Formen von Frausein besteht. Da ist mir klar geworden, dass es innerhalb dieses Kosmos auch Platz hat für meine Weiblichkeit. Die ist doch viel mehr als die primären Geschlechtsmerkmale!

Bei Transfrauen im Spitzensport wird es kompliziert. Wie sähe da eine gute Lösung aus?

Ich bin keine Medizinerin. Aber dass Transfrauen ein größeres Lungenvolumen und mehr Kraft haben, scheint mir nachvollziehbar. Das ist geborenen Frauen gegenüber in der Tat unfair. Allerdings: Wenn man jahrelang Hormone einnimmt, wird die Muskulatur schwächer, die Kraft nimmt ab. Längerfristig wird der Unterschied immer kleiner. Transfrauen treiben aber Spitzensport, wenn sie jung sind, da spielt dieser Effekt noch nicht eindeutig. Gleichzeitig sind es wenige Fälle ... Gott sei Dank muss ich das nicht entscheiden! Aber diese Debatte zeigt uns ja auch etwas auf.

Nämlich?

Wie herausfordernd es ist, allen gerecht werden zu wollen. Das ist ein schöner Grundgedanke, bringt aber Themen aufs Tapet, die einen ratlos machen, weil sich Verletzungen gewisser Gruppierungen manchmal nicht verhindern lassen. Egal, was man macht, irgendeine Seite wird enttäuscht sein oder sich unverstanden fühlen. Es ist die Kehrseite dessen, dass man heute niemandem mehr etwas zumuten möchte. Dabei lässt uns doch genau das als Menschen reifen. ♀

Das Interview führte Bettina Weber. Es erschien zuerst in der Schweizer Sonntagszeitung.

Basel will die Frauen abschaffen!

Das einst für Frauen geschaffene „Gleichstellungsgesetz“ soll von den „Geschlechterkategorien Mann und Frau befreit“ werden. Drei Frauen wehren sich – und fordern die Rücknahme des Gesetzentwurfs.

Heimlich, still und leise ist seit dem 1.1.2022 in der Schweiz ein Gesetz gültig, das den Geschlechterwechsel per Sprechakt ab dem 16. Lebensjahr möglich macht. Es reichen ein Termin beim Zivilstandsamt und 75 Franken Gebühren. Doch erst jetzt wachen manche Schweizerinnen auf und fragen sich, welche Konsequenzen das haben wird.

Und schon steht eine zweite, höchst fragwürdige Reform auf der Tagesordnung: **Die Stadt Basel will das „Gleichstellungsgesetz von den Geschlechterkategorien Mann und Frau befreien“** und sich so als erster Kanton den Titel „Rainbow City“ sichern. Also das Gesetz, das einst überhaupt nur zum Schutz und zur Förderung von Frauen geschaffen wurde. Es soll in Zukunft auf alle sexuellen bzw. geschlechtlichen Minderheiten ausgeweitet werden: auf Homosexuelle, Bisexuelle, Trans- und Intersexuelle – das Wort „Frauen“ taucht in der Reform nicht mehr auf. Schon im April soll über die Reform beraten, und im Herbst soll sie verabschiedet werden.

Jetzt reicht es! Zumindest der Juristin und Ex-Grünen-Nationalrätin Margrit von Felten, Susanne Bertschi, Juristin, und Ingrid Rusterholtz, einst Leiterin der Basler „Abteilung Gleichstellung“. Sie wollen, zusammen mit der „Vereinigung für Frauenrechte“, das Gesetz verhindern und fordern den Basler Regierungsrat auf, den Entwurf zurückzuziehen.

An der Spitze pro Reform steht die Rechtsanwältin und Lehrbeauftragte für „Gender Law“ an der Universität Basel, Sandra Hotz, mit ihr eine Handvoll SoziologInnen und Gender-Studierende. Sie argumentieren, **im Gesetz sei schließlich nirgends definiert, was ein Mann und was eine Frau ist.** Susanne Bertschi: „Und generell ist die Annahme weit verbreitet, dass in Sachen Gleichberechtigung ja alles erreicht sei.“

Auch die Grünliberale Partei (GLP), die bei Wahlen das Zünglein an der Waage ist, möchte das „inklusive Geschlechterverständnis“ vorantreiben. Und aus Sicht des homosexuellen Abgeordneten Johannes Sieber ist die kantonale Gleichstellungsarbeit eh „zu sehr auf heterosexuelle Cis-Frauen ausgerichtet“. Die feministische Politik drehe sich bisher nur um die Rechte von Frauen und ignoriere die schwulen Männer.

„Welch ein Zynismus!“ Da ist sich das Trio einig. „All diese Theorien gehen doch nachweislich an der Lebensrealität von Frauen vorbei! Es ist doch nicht so, dass wir Frauen in der Schweiz alles erreicht hätten.“ Ein Gender Pay Gap von 19 Prozent, ein Frauenmord an jedem dritten Tag, sowie die strukturelle Benachteiligung von Frauen auf nahezu allen Entscheider-Ebenen, in Wirtschaft wie Politik. Von Felten: **„Wir diskutieren über Tampons auf Männer-toiletten, bevor wir dort Wickeltische haben!“**

„Selbstverständlich sollen auch sexuelle Minderheiten wie Transmenschen nicht diskriminiert werden. Aber uns geht es darum, die Rechte der Frauen zu verteidigen“, sagt Ingrid Rusterholtz. „Die Diskussion um Gender wird jetzt ad absurdum geführt. Es ist zutiefst reaktionär, das biologische Geschlecht dem sozialen anpassen zu wollen.“

Rusterholtz kommt aus dem Bildungsbereich und hat in den Schulen erlebt, wie AktivistInnen der LGBTQ-Community für eine große Verunsicherung gesorgt haben. **„Da wird jungen Menschen, die bislang ihr Geschlecht überhaupt nicht infrage gestellt haben, angeraten, über ihre sexuelle Identität nachzudenken, nur weil sie nicht den üblichen Rollenmustern entsprechen, wenn Mädchen beispielsweise etwas burschikoseres auftreten. Das ist doch extrem rückwärtsgerichtet.“**

Die Juristinnen Bertschi und von Felten halten den Gesetzentwurf des neuen Gleichstellungsgesetzes für verfassungswidrig. Von Felten: „Das Geschlecht ist sehr wohl eine Rechtskategorie. Militär, Witwenrente, Rentenalter – das Recht knüpft bei vielem ans Geschlecht an. Das kann ein Gesetzgeber nicht einfach ausblenden!“ Bertschi geht noch weiter: „Das ist ein genialer Schachzug des Patriarchats! Wir Frauen werden eliminiert! Und das gilt auch noch als modern. Dagegen müssen wir kämpfen.“  AR



Vom Hass gegen den eigenen Körper

Sie sitzen ihr täglich gegenüber: die Mädchen, die ihren Körper hassen. Und manchmal auch Jungen. Sie hoffen auf Erlösung, wenn sie ins andere Geschlecht wechseln. Die Therapeutin weiß, wie oft das schief geht.

Ich bin Psychotherapeutin für Kinder und Jugendliche. Ich bin jeden Tag mit Leiden konfrontiert, mit Krankheit, mit Not und Verzweiflung. Mit Körperhass, so viel Körperhass! Unsere Kinder wachsen auf in einer Welt, die es ihnen schwer macht, ihren Körper zu lieben. Meine jugendlichen PatientInnen stellen so viele Bedingungen an sich selbst: die richtige Größe, die richtige Form, die richtige Kleidung, die richtige Art, sich zu bewegen. Und ständig stellen sie fest, dass sie nicht gut genug sind, dass sie dem Anspruch nicht genügen. Sie sind zu dick, zu dünn, zu groß, zu klein, zu kurvig, zu schmal, zu wenig muskulös, die Nase ist zu schief – sie halten sich nicht für liebenswert.

Ich sitze vor diesen Mädchen, die mir erzählen, dass sie „eigentlich“ ein Junge seien. Es wurde ihnen oft genug gesagt, schon im Kindergarten, schon in der Grundschule: „Sowas macht ein Mädchen nicht!“ „Das ist nichts für Mädchen!“ „An dir ist ja ein Junge verloren gegangen!“ Weil sie robuster waren, als Mädchen zugestanden wird, wilder; weil sie auch raufen wollten und sich beim Spielen die Klamotten aufrissen; weil sie weniger Interesse an Make-up und Glitzer zeigten, weil sie sich für Naturwissenschaften interessierten oder andere Dinge, die wir immer noch als „Jungeninteressen“ deklarieren.

„Ab, zurück in die Mädchenabteilung!“ Aber in der Mädchenabteilung

fühlen sie sich falsch. Sie passen da nicht so richtig dazu. Sie lächeln zu wenig und haben mehr Lust auf Fußball statt auf Turnen. Sie tun sich schwer, Freundinnen zu finden. **Sie ärgern sich, weil ihnen bestimmte Dinge verwehrt werden, weil Mädchen dies nicht können, nicht dürfen, nicht sollen.**

Und dann kommt da noch die Menstruation, dieses lästige Etwas, das immer noch irgendwie peinlich und tabuisiert ist und oft genug schmerzhaft. Die Brüste wachsen und die Männer gucken. Dann noch Schulstress und Ärger mit den Eltern und das leidige Erwachsenwerden. Alles fühlt sich falsch an. Vor allem der eigene Körper. Und der Satz „Du bist doch eigentlich ein Junge“ klingt wie eine Aufwertung in ihren Ohren. Wie ein Versprechen, der defizitären Weiblichkeit zu entkommen und endlich so sein zu dürfen, wie es ihnen entspricht, ohne dafür kritisiert zu werden. Wie ein Sesam-öffne-dich für ihre Wünsche und Träume. Sie denken, sie haben die Lösung gefunden.

Ich sehe vor mir diese wunderbaren, „richtigen“ Mädchen, die spüren, dass die Rollenerwartungen an Frauen ihnen Gewalt antun. Sie sind eine Aufforderung an uns, endlich die Normen, die wir an Männer und Frauen legen, fallen zu lassen. Eine Aufforderung, Menschen sich entfalten zu lassen entsprechend ihrem Temperament, ihrem Talent, ihren Interessen, statt sie in

enge Schubladen zu sperren, die entweder rosa sind oder blau, und die wenig Luft zum Atmen lassen.

Ich sehe diese Mädchen, die ihre Brüste abbinden und ihre Hüfte unter weiten Klamotten verstecken, die in der Jungenabteilung ihre Hosen kaufen, weil die viel praktischer sind und größere Taschen haben (oder überhaupt Taschen!); diese Mädchen, die leiden, weil sie sich so anders fühlen, und denke: **Gerade sie könnten uns zeigen, wie stark und vielfältig Weiblichkeit ist. Gerade sie könnten dazu beitragen, dass die Gleichberechtigung der Geschlechter weiter vorangeht, weil sie uns zeigen, dass unsere Rollenklischees falsch sind, weil sie nur auf einen Teil der Frauen zutreffen, aber auf einen Teil eben auch nicht.** Aber meine Patientinnen sehen das nicht so. Sie denken nicht, dass die Stereotypen über Mädchen falsch sind, sondern sie denken, dass sie falsch sind. Dass ihr Körper falsch ist. Dass sie eigentlich ein Junge seien und die Lösung in einer Hormonbehandlung mit Testosteron liegt und in einer Entfernung der Brüste und der Gebärmutter.

Ich sitze vor diesen Jungen, die mir erzählen, dass sie „eigentlich“ ein Mädchen seien. Sie berichten mir, wie unwohl sie sich in Gruppen von Jungs fühlen, wo Mann immer so stark sein müsse, wo alles so machohaft zugehe, die Sprache so rau sei und Mann keine Gefühle zeigen dürfe. Sie sind zu uncool dafür, zu wenig tough. Sie sind zu sen-

sibel, zu zart, zu unsicher. Sie verbinden Mann-sein mit Gewalt, Aggressivität, Rücksichtslosigkeit, mit einer Durchsetzungsfähigkeit, die ihnen fehlt.

Diesen Jungen fehlen männliche Vorbilder, die fürsorglich und empfindsam sind, die weinen können und Unsicherheiten zugeben. Mit den immerstarken Helden aus Hollywood können sie sich genauso wenig identifizieren wie mit dem eigenen Vater, der die Mutter verprügelt. Die Brutalität, die sie mit Mannsein verbinden, widert sie an. Einerseits. Andererseits fühlen sie sich zu schwach, um dem Mannsein zu genügen. Mann-sein ist so anstrengend! Nie darf man Angst haben! Nie darf man Unsicherheit zugeben! Nie darf man schwach sein! Bei Mädchen ist das anders. Die dürfen weinen und Angst haben. Zart sein.

„Als Mädchen wäre ich so ein ganz toughes, wildes, rebellisches Mädchen, das sich nicht an die Regeln hält“, sagt mir ein 17-jähriger Junge, dessen soziale Phobie so stark ist, dass er sich nicht traut, allein etwas beim Bäcker zu kaufen. „Als Mädchen kann man alle um den Finger wickeln, da hat man es viel leichter“, sagt mir ein anderer, der unter den Leistungsanforderungen der Schule stöhnt.

Ich sehe vor mir diese wunderbaren, „richtigen“ Jungen, die sich so falsch fühlen, die nicht so richtig dazu passen, die sich schwer tun, Freunde zu finden und die denken, als Mädchen, da dürften sie endlich so sein, wie sie sich fühlen, dann wären sie endlich „richtig“ und das Leben wäre nicht mehr diese riesige Bürde, der man sich nie gewachsen fühlt.

Sie sind eine Aufforderung an uns, Männer endlich frei zu lassen aus dieser erstickenden Erwartung einer Stärke, die definiert ist durch Furchtlosigkeit, Selbstdurchsetzung und Mangel an Zartheit. Ich sehe diese Jungen, die leiden, weil sie anders sind, und die denken, sie haben die Lösung

gefunden: den Wechsel ins andere Geschlecht. Und ich denke: Gerade sie könnten uns zeigen, wie zart und vielfältig Männlichkeit sein kann. Gerade sie könnten dazu beitragen, dass die Gleichberechtigung der Geschlechter weiter vorangeht, weil sie uns zeigen, dass unsere Rollenklischees falsch sind, weil sie nur auf einen Teil der Männer zutreffen, aber auf einen Teil eben auch nicht.

Aber meine Patienten sehen das nicht so. Sie denken nicht, dass die Stereotypen über Jungen falsch sind, sondern sie denken, dass sie falsch sind. Dass ihr Körper falsch ist. Dass sie eigentlich ein Mädchen seien und die Lösung in einer Hormonbehandlung liegt und in einer Entfernung des Penis und des Schaffens einer Neovagina.

Alles ist möglich. Alles ist veränderbar. Auch das biologische Geschlecht. Körperliche Gegebenheiten müssen nicht mehr akzeptiert werden. Wir können Hormone geben ein Leben lang und operieren, operieren, operieren, eine OP nach der anderen. Wir können aus Mädchen Jungs machen und aus Jungs Mädchen. Wir können schon vor der Pubertät damit anfangen.

Das Konzept der „Geschlechtsidentität“, die frei wählbar ist unabhängig vom Körper, liefert den Jugendlichen ein Erklärungsmodell und einen Lösungsweg. Sie leiden und sie sind dankbar und erleichtert über den Ausweg, der ihnen geboten wird.

Aber Psychotherapie kann mehr. Es gibt andere Erklärungsmodelle und andere Lösungswege. Und es gibt psychische Erkrankungen, die behandelt werden müssen, bevor weitreichende Entscheidungen wie die über irreversible medizinische Maßnahmen getroffen werden. Depressionen oder soziale Ängste werden häufig als Folge einer Geschlechtsdysphorie betrachtet. Dies ist jedoch lediglich eine These. Ich mache die Erfahrung, dass mit der erfolgreichen Behandlung depressiver und sozial-ängstlicher Symptome häu-

fig auch eine Entlastung und ein Perspektivenwechsel bezüglich der eigenen Geschlechtsidentität einhergeht.

Ich behandle Jugendliche mit Depressionen, Angststörungen, Zwangserkrankungen, Essstörungen. Jugendliche mit traumatischen Erfahrungen, Jugendliche, die leiden und die häufig nur noch ihre Defizite sehen. Neben den störungsspezifischen Interventionen ist meine Aufgabe, diesen jungen Menschen dabei zu helfen, ihren Selbstwert wiederzufinden. Ich richte mein Augenmerk auf die Stärken der Jugendlichen, die sie selbst häufig gar nicht mehr sehen. Oder noch nicht.

Es ist möglich, dass ein Mädchen weinend vor mir sitzt und sagt: „Bitte, lassen Sie mich einfach Testosteron nehmen!“, und neun Monate später erklärt: „Zum Glück durfte ich das nicht! Ich weiß jetzt, dass mein Körper nicht das Problem war und dass es okay ist, dass ich ein Mädchen bin.“ Es ist möglich, dass ein Mädchen denkt, als Junge seien alle ihre Schwierigkeiten gelöst und nach sechs Monaten Psychotherapie sagt: **„Ich weiß jetzt, dass ich nicht transgender bin. Ich habe irgendwann alles nur noch darauf geschoben, aber eigentlich war das gar nicht das Problem.“**

Nach einem monatelangen Reflektionsprozess kann die Aussöhnung mit dem eigenen Körper und Geschlecht stehen. Diese Chance schulden wir unseren Jugendlichen. ♀ **MONIKA ALBERT**

Die Autorin ist Kinder- und Jugendpsychotherapeutin mit eigener Praxis in Schwäbisch Hall und Erziehungswissenschaftlerin mit Schwerpunkt Gender Studies. Der Text ist ein Auszug aus dem Buch „Transsexualität“.

WEITERLESEN

Alice Schwarzer/Chantal Louis (Hrsg.):
Transsexualität. Was ist eine Frau?
Was ist ein Mann? Eine Streitschrift.
(Kiepenheuer & Witsch, 15 €)

Realität wiegt schwerer als Ideologie

Die renommierte Philosophie-Professorin Kathleen Stock hat vor einem halben Jahr ihren Lehrstuhl an der Universität von Sussex verlassen. Grund: Sie hat das von TransaktivistInnen angeheizte Mobbing gegen sie als „TERF“ nicht mehr ausgehalten. Jetzt ist ihr Buch „Material Girls“ auf Deutsch erschienen.



Im Oktober 2021 gab Kathleen Stock schließlich auf. 18 Jahre lang hatte die Philosophie-Professorin an der Universität von Sussex gelehrt und war für ihre „Verdienste für die Wissenschaft“ mit dem „Order of the British Empire“ ausgezeichnet worden. Die letzten drei dieser 18 Jahre jedoch waren für die 49-Jährige so zermürbend, dass sie schließlich kündigte.

Die Professorin war ins Visier von Transaktivisten geraten. „Es gab eine aggressive Kampagne gegen mich“, berichtet Stock. „Sticker auf den Toiletten, Poster überall und ein anonymes Manifest, das mich als ‚boshafte Stiefel-leckerin‘ bezeichnete. Am Tag der Offenen Tür im Oktober fand auf dem Campus eine Demo mit hundert Vermummten statt, die riefen ‚Stock out!‘“

Was war passiert? Im Jahr 2018 hatte die Regierung in London in Erwägung gezogen, das Transsexuellengesetz zu reformieren. Seit 2004 gilt in Großbritannien der „Gender Recognition Act“: Wer medizinisch bestätigt unter Gender-Dysphorie leidet, also einer extrem tiefen Ablehnung des eigenen Geschlechtskörpers, und zwei Jahre im anderen Geschlecht gelebt hat, erhält ein „Gender Recognition Certificate“ und gilt fortan als dem anderen, gewünschten

Geschlecht zugehörig. Dieses Gesetz sollte, nach jahrelanger Lobbyarbeit von Transaktivisten, nun geändert und ersetzt werden durch die sogenannte „Self-Identification“, kurz: Self-ID. Von nun an sollte das Geschlecht durch eine einfache Selbsterklärung über das „gefühlte Geschlecht“ geändert werden können – ganz, wie es auch die deutsche Ampel-Koalition im Koalitionsvertrag angekündigt hat. Als die britische Regierung ein Hearing zur geplanten Self-ID veranstaltete, gehörte Kathleen Stock zu jenen Feministinnen, die sich gegen dieses Konzept aussprachen. „Ich glaube, dass Transmenschen frei von Diskriminierung, Gewalt und Bedrohungen leben sollten“, erklärte sie und unterstützte ausdrücklich die Möglichkeit des Geschlechtswechsels per „Gender Recognition Act“ sowie das gesetzliche Diskriminierungsverbot. Doch die Philosophin erklärte auch, **dass eine Definition von Geschlecht, die die „gefühlte Geschlechtsidentität“ über den biologischen Körper stellt, nicht nur wissenschaftlich unhaltbar sei, sondern auch reale Gefahren für Frauen berge.**

Zum Beispiel für aus gutem Grund geschützte Frauenräume, in die nun jeder biologische Mann eindringen

könnte, der erklärt, sich „als Frau zu fühlen“. Oder auch für Frauenförderung wie Quotenplätze. Für Feministinnen sei „der Versuch von transaktivistischen Organisationen, Frauenrechte zu beschneiden, Frauenräume, Frauenförderung und ihre Sichtbarkeit in der Sprache zu verändern – während für Männer all das intakt bleibt – das business as usual des Patriachats“.

Das war der Beginn der Proteste gegen die Professorin, die übrigens mit einer Frau verheiratet ist, mit der sie zwei Söhne hat. Im Juli 2021 führte sie ihre Argumentation in einem Buch aus, Titel: „Material Girls – Why Reality Matters for Feminism“. Jetzt ist ihr Buch auf Deutsch erschienen. Stock hinterfragt darin das Konzept der „Geschlechts-Identitäts-Theorie“ – als Philosophin wie als Feministin.

Zunächst zeichnet Stock in acht Schritten den Weg nach, der von Simone de Beauvoirs epochalem Satz „Man wird nicht als Frau geboren, man wird es“ führt bis zur heutigen Vorstellung einer „Explosion von Identitäten“ mit abstrusen Bezeichnungen wie „gender“, „bi-gender“, „third gender“ oder „demifluid“. Zentrale Stationen auf diesem Weg: Die Etablierung der Begriffe „Sex“ (= biologisches Geschlecht) und

Gender (= soziales Geschlecht); die Vorstellung vom „Geschlecht als Kontinuum“ (mit Blick auf biologisch intersexuelle Menschen) und natürlich Judith Butlers Idee vom „Geschlecht als Performance“.

Simone de Beauvoir, führt die Philosophin aus, werde von Transaktivisten gern als Kronzeugin für die Behauptung zitiert, dass das „Frausein selbst eine rein soziale Frage sei, keine biologische. Daraus ergäbe sich die Konsequenz, dass man nicht notwendigerweise biologisch weiblich sein muss, um eine Frau zu sein.“ Doch diese Interpretation sei ein grundlegendes Missverständnis. **„Es ging Beauvoir und vielen anderen Feministinnen darum, dem zu entkommen, was man als ‚biologischen Determinismus‘ bezeichnet: der Vorstellung, dass Persönlichkeit, Verhalten und Optionen einer Frau davon bestimmt seien, dass sie biologisch weiblich ist.“**

Angesichts der Zumutungen für Frauen im Patriarchat sei es natürlich eine reizvolle Strategie, „den einengenden biologischen Determinismus zu bekämpfen“, indem man versucht, „die Idee vom biologischen Unterschied ganz loszuwerden. Das ist allerdings eine etwas kühne Argumentation. Etwa so, als ob man verhindern könne, dass ein Asteroid auf die Erde aufschlägt, indem man die Erde definiert als ‚Ding, das nicht von einem Asteroiden getroffen werden kann‘“.

Selbstverständlich ist die Feministin Stock keine Verfechterin des biologischen Determinismus. Sie möchte lediglich zeigen, dass „wir die biologischen Unterschiede nicht loswerden können, indem wir sie ignorieren“. Und so belegt Kathleen Stock, dass es in Bereichen wie Sport (der Weltrekord der Frauen im 100-Meter-Lauf wurde in einem Jahr von 744 Männern gebrochen) und Medizin sehr wohl relevante Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt, die es zu beachten gilt – wie es zum Beispiel die „Gender-Medizin“,

für die Feministinnen lange gekämpft haben, nun seit einigen Jahren tut.

„Das biologische Geschlecht zählt in der Medizin“, erklärt Stock. „Die Anwälte der Geschlechts-Identitätstheorie können diese Tatsache nicht ändern, aber sie können ändern, wie wir über sie sprechen.“ Doch dieses „transinklusive“ Sprechen hat dazu geführt, dass zum Beispiel die amerikanische Website „Healthline“ von Vaginas als „vorderen Löchern“ (front holes) spricht oder die Perioden-App „Clue“ erklärt: „Das Wort ‚weiblich‘ zu verwenden, ist beleidigend für manche Menschen.“ Und was Ann Furedi, die ehemalige Leiterin des British Pregnancy Advisory Service (BPAS), Großbritannien's größte unabhängige Organisation für Abtreibungen, berichtet, hat noch weitreichendere Folgen: „Transaktivisten wollen, dass wir unsere Broschüren neu schreiben, so dass sie sich nicht mehr an ‚Frauen‘ wenden. Sie wollen, dass wir den BPAS nicht als einen Frauen-Gesundheits-Service bezeichnen oder Abtreibung als eine Frage, die etwas mit Frauenrechten zu tun hat.“

Soweit die Praxis. **Doch die Philosophin Stock befasst sich auch mit den theoretischen Widersprüchen des Gender-Identitäts-Konzeptes und stellt unbequeme Fragen. Wie passt eigentlich Judith Butlers These vom Geschlecht als „Performance“ zur Theorie vom bei der Geburt „falsch zugewiesenen“ Geschlecht, da diese Theorie doch die Binarität, also zwei real existierende körperliche Geschlechter zwingend voraussetzt? Wie passt die Idee der Queer-Theorie von der fluiden Geschlechtsidentität zu dem von Transaktivisten postulierten Konzept, dass die Geschlechtsidentität angeblich angeboren und unveränderlich sei? Und wie steht es eigentlich mit der Geschlechts-Identität sogenannter „Cis-Menschen“, also im Transaktivismus-Duktus derjenigen, bei denen das „bei Geburt zugewiesene“ Geschlecht mit**

ihrem „gefühlten Geschlecht“ zusammenpasst? Auch bei „Cis-Menschen“, erläutert Stock, sei dies ja keineswegs immer der Fall, speziell Mädchen und Frauen haderten häufig zutiefst mit ihrem biologischen Körper.

Stocks Kündigung brachte endlich auch die überfällige Debatte über die Freiheit der Wissenschaft ins Rollen.

Denn die Professorin aus Sussex ist nicht die einzige, die der Welle der Denk- und Sprechverbote zum Opfer gefallen ist. Einige der Gecancelten gründeten im Sommer 2021 die „University of Austin“, die ein „Ort der Wissenschaftsfreiheit und des gesellschaftlichen Diskurses“ sein will. Unter den Gründungsmitgliedern sind neben Kathleen Stock die US-Journalistin Bari Weiss, die die *New York Times* aus Protest gegen die zunehmende Twitter-Hörigkeit der Redaktion verließ, und Ayaan Hirsi Ali, die wegen ihrer scharfen Kritik am islamischen Fundamentalismus bedroht wird.

Für 2022 ist an der University of Austin ein Sommerprogramm mit dem bezeichnenden Titel „Die verbotenen Kurse“ geplant. StudentInnen anderer Universitäten werden „eingeladen, um über provokative Fragen zu diskutieren, die an anderen Universitäten oft zu Zensur oder Selbst-Zensur führen“. Dort werden die Thesen von Kathleen Stock hoffentlich endlich so offen debattiert werden, wie sie es verdient haben. ♀ CL

WEITERLESEN

Kathleen Stock: *Material Girls – Warum die Wirklichkeit für den Feminismus unerlässlich ist*
Ü: Vojin Saša Vukadinović
(Edition Tiamat, 24 €)

 EMMA.DE

/thema/trans-debatte



Der Fall Ganserer und der Frauenquotenplatz

Am 19. Januar erschien der nachfolgende Text auf EMMAonline. Wir drucken ihn im Original nach. Darin berichten wir über eine feministische Initiative, „Geschlecht zählt“, die kritisiert, dass auf einem Frauenquotenplatz der Grünen im Bundestag ein Mensch sitzt, der/die sowohl körperlich wie vor allem auch personenstandsrechtlich (noch?) ein Mann ist. Es geht dabei weniger um die Person, die sich heute Tessa Ganserer nennt, statt vor allem darum, dass Ganserer einen Frauenquotenplatz im Parlament besetzt. Und um die Frage: Steht dahinter die Strategie der Grünen, das von ihnen angestrebte Gesetz des Geschlechterwechsels per „Sprechakt“ durch die Hintertüre einzuführen? Und was hätte das eigentlich für Folgen, wenn das Geschlecht nicht mehr nach objektiven Kriterien, zu denen auch eine vollzogene Transition gehört, sondern nach subjektivem „Gefühl“ entschieden würde? – Der Text, der hier abgedruckt wird, damit auch alle Nicht-Internet-UserInnen sich ein Bild machen können, hat keinen Shitstorm, sondern einen Orkan im Netz ausgelöst. Hunderttausende haben das Pro & Contra auf Facebook, Twitter und Instagram verfolgt, zehntausende diskutiert – leider oft, ohne den Beitrag wirklich gelesen zu haben. Aber das lässt sich ja nachholen.

Der physische und juristische Mann Markus/Tessa Ganserer sitzt für die Grünen im Bundestag – auf einem Frauenquotenplatz. Jetzt regt sich Protest. Die Initiative „Geschlecht zählt“ hat Widerspruch beim Wahlprüfungsausschuss eingelegt. Denn hier geht es um nicht weniger als die Frage: Wie definieren wir künftig Geschlecht?

Im neuen Bundestag sitzt seit den Wahlen im September 2021 auf einem grünen Frauenquotenplatz ein Mensch, der physisch und rechtlich ein Mann ist: Markus Ganserer. 2018 outete Ganserer sich öffentlich als Frau, nennt sich seither „Tessa“ und trägt Frauenkleider. Ganserer hat weder sein Geschlecht operativ angleichen lassen, noch hat er/sie jemals seinen/ihren Personenstand amtlich geändert.

Ganserer, 44, ist von Beruf ForstwirtIn und seit 2001 mit einer Frau zusammen, inzwischen verheiratet und Vater zweier Kinder – aber fühlt und kleidet sich als Frau und nennt sich „Tessa“. So weit, so nachvollziehbar – und zum Glück heutzutage auch möglich für einen Menschen, der so fühlt.

Eine politische Dimension bekam diese eigentlich private Angelegenheit, als Ganserer, zuvor acht Jahre für die Grünen im bayrischen Landtag, im Herbst 2021 für den Bundestag kandidierte: und zwar auf einem Frauenquotenplatz der grünen Liste. Statt einer Frau sitzt also jetzt ein Mensch auf diesem Platz, der körperlich und rechtlich ein Mann ist, sich jedoch als Frau „fühlt“. Möglich ist das bei den Grünen, weil die Partei in ihrem „Frauenstatut“ erklärt: „Von dem Begriff ‚Frauen‘ werden alle erfasst, die sich selbst so definieren.“ Diese parteiinterne Klausel wurde nun jedoch de facto von den deutschen Wahlbehörden übernommen: Ganserer wird im Bundestag und statistisch als Frau geführt.

Dagegen regt sich nun Widerstand. Hinter der Initiative „Geschlecht zählt“ stehen 14 Initiatorinnen und zahlreiche UnterstützerInnen. Die Frauen haben schon im November 2021 beim Wahlprüfungsausschuss des Bundestages Widerspruch gegen die offizielle Anerkennung von Ganserer's Mandat eingelegt. **„Die Grünen verfolgen die Strategie, die Selbstdefinition des Geschlechts faktisch einzuführen, obwohl es dafür keine rechtliche Grundlage gibt“**, erklärt die Initiative auf ihrer Website. „Gültige Rechtslage ist, dass das juristische Geschlecht nur nach dem Transsexuellengesetz (TSG) geändert werden kann. Genau das will Markus Ganserer nach seiner Aussage den Medien gegenüber nicht tun.“ Vielmehr erklärte Ganserer in der *taz*: „Ein Penis ist nicht per se ein männliches Sexualorgan.“

„Es geht nicht um den persönlichen Fall Ganserer, sondern um die Neudefinition des Begriffs Geschlecht“, erklärt Hilde Schwathe von der Initiative „Geschlecht zählt“. Die „feministische Coach“ und Referentin für Frauenfragen ist die „Einspruchsführerin“ des Widerspruchs beim Wahlprüfungsausschuss. Seit die Frauen mit ihrer Website „Geschlecht zählt“ an die Öffentlichkeit gegangen sind, haben sich ihnen Frauen und Männer „aus der ganzen Bundesrepublik angeschlossen“, sagt Schwathe.

Gegründet wurde „Geschlecht zählt“ von Feministinnen. Sie sagen: „Mitstreiterinnen und Unterstützer der Initiative sind Frauen und Männer aus Politik, Wissenschaft, Medizin, Bildung, Wirtschaft, Justiz und der Care-Arbeit.“ Darunter auch Grüne, „die jetzt erst verstanden haben, welche Folgen das geplante ‚Selbstbestimmungsgesetz‘ hätte“. Diese Reform soll schon bald das in der Tat überaltete und reformbedürftige Transsexuellengesetz ersetzen.

„Die Grünen haben mit dem Fall Ganserer das Selbstbestimmungsgesetz, das noch im Sommer 2021 im Bundestag abgelehnt wurde, einfach de facto eingeführt“, erklärt Hilde Schwathe. Tatsächlich ist die Wahl der Grünen von Ganserer auf einen Frauenquotenplatz eine widerrechtliche Vorwegnahme des von ihnen geplanten „Selbstbestimmungsgesetzes“, nach dem das „gefühlte“ Geschlecht zukünftig über dem biologischen stehen soll (siehe auch das am 23. März erscheinende Buch, herausgegeben von Alice Schwarzer und Chantal Louis: „TRANSSEXUALITÄT. Was ist eine Frau? Was ist ein Mann? Eine Streitschrift“).

„Bevölkerung und Medien sollen daran gewöhnt werden, dass die Kategorie Geschlecht in unserem Rechtssystem neu definiert wird: Wer Frau und wer Mann ist, soll nicht mehr auf objektiv feststellbaren, körperlich-biologischen Merkmalen beruhen, sondern auf einer ‚Gender-‘, bzw. **„Geschlechtsidentität‘, die auf einem subjektiven Gefühl beruht, das sich aus Stereotypen und Geschlechterklischees speist“**, vermutet die Initiative.

Und das betrifft keineswegs nur den Bundestag oder andere Gremien mit quotierten Frauenplätzen. „Sollte sich dieser Geschlechtsbegriff durchsetzen“, so Schwathe, „hätte das Auswirkungen auf alle Gesetze, in denen das Geschlecht relevant ist: vom Familienrecht bis zum Strafrecht. Auch der Gesundheitsbereich und Opfer-Täter-Statistiken sind betroffen.“

Der Wahlprüfungsausschuss hat den Widerspruch von Hilde Schwathe und Mitstreiterinnen angenommen. Eine Entscheidung getroffen hat er noch nicht – aber hoffentlich bald. Denn die Debatte läuft heiß. ♀



www.geschlecht-zaehlt.de



„Sebastian Tippe hält Männern den Spiegel vor und zeigt die Einflüsse toxischer Männlichkeit auf unsere Gesellschaft.“
Christina Mundlos



Ein umfassender Überblick über die gesellschaftlichen Bereiche, in denen toxische Männlichkeit deutlich wird. Diplom-Pädagoge Sebastian Tippe zeigt Wege zu einer gleichberechtigten Gesellschaft und stellt Reflexions- und Lösungsmöglichkeiten für Männer vor. Er formuliert Forderungen an Politik und Bildung und präsentiert pädagogisches Handwerkszeug der feministischen Jungenarbeit für Fachleute und Eltern.

316 Seiten, Paperback 18,50 €/E-Book 14,99 €
www.edigo-verlag.de



#SOLIDARITAETMITTESSA

Die Reaktionen auf den vorausgehenden Artikel waren heftig. Sehr heftig. Nachstehend eine kleine, typische Auswahl der Contra-Stimmen.

Die EMMA war, ist und bleibt ein rassistisches, trans- und sexarbeiter*innen-feindliches Drecksblatt, das in die Tonne gehört. Es ist Gossenpresse im Gewand des Feminismus, der nicht intersektional, sondern weiß, cis und elitär ist.
#HaltdieFresseAliceSchwarzer
ZUHER JAZMATI, BERLIN

Eigentlich sollte es mich nicht wundern, dass das EMMA-Magazin, deren Herausgeberin Alice Schwarzer ist, unsere großartige weibliche Abgeordnete @GansGruen teilweise misgredet. Ein TERF-Magazin mit einer TERF-Herausgeberin schreibt TERF-Artikel ...

CHRISTIAN FRANKE-LANGMACH, VORSITZENDER DER GRÜNEN SACHSEN-ANHALT

Nö, EMMA-Magazin und Feminismus? Es geht nur darum, Schwarzer und ihr neues Buch zu promoten.

GEORGINE KELLERMANN

Die DGB-Frauen solidarisieren sich mit Tessa Ganserer, die Angriffen der EMMA ausgesetzt war. #solidaritaetmittessa
DGB FRAUEN

Wer braucht schon ein Wutbürgerschmierblatt alter weißer Männer mit Vagina?
LARA C.

Ich wusste ja, dass die EMMA schon seit Jahren auf klägliche Weise ihrer ehemaligen Relevanz hinterher hechelt, aber dieser TERF Bullshit ist ein ganz neuer Tiefpunkt. Chapeau.

LILITH VERSTRATEN

Lautete der Leitsatz nicht einst „Biology is not destiny“? Wie könnt ihr nur als feministisches Magazin Transfeindlichkeit reproduzieren und sogar Tessa Gansersers DeadName verwenden?

**CHRISTOPH KAMALESHA
PFANNKUCH-PLAG**

Wow, diese krasse Transphobie bei der EMMA macht einen sprachlos. Oder eben wütend. Und solche Wut zum Ausdruck zu bringen, zu „Canceln“, gegen Veranstaltungen zu protestieren, anzuklagen – alles legitimer Protest, keine Gefahr für die Demokratie. **KARSTEN SCHUBERT, WISSENSCHAFTLICHER MITARBEITER, UNIVERSITÄT FREIBURG**

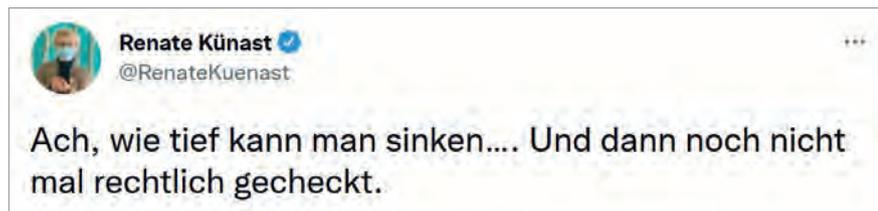
Das EMMA-Magazin verankert den Begriff des Geschlechts in „objektiv-feststellbaren, körperlich-biologischen Merkmalen“ und verwirft eine Geschlechtsidentität, die auf einem „subjektiven Gefühl“ beruht. Dies ist nicht mit den medizinischen Leitlinien in Einklang zu bringen.

DR. OLIVER DIERSSEN, FACHARZT FÜR KINDER- & JUGENDPSYCHIATRIE, PHARMAKOLOGE, HANNOVER

Wer sich mit dem Schundblatt der Alice Schwarzer solidarisiert, verdient meine volle Verachtung. **ALFONSO PANTISANO, LSVD-BUNDESVORSTAND**

In ihrer Menschenfeindlichkeit ist EMMA inzwischen auf dem Niveau von #Compact oder #Tichy angekommen. In ihrer reaktionären Weltsicht sowieso schon länger.

MARIO SIXTUS, FILMEMACHER, BERLIN/HONGKONG



Die Überheblichkeit, die Geilheit darauf, etwas zu enttarnen, wo es nichts zu enttarnen gibt, das Denunziantentum, dieser ganze Duktus steht einer Verschwörungserzählung in nichts nach.

SOOKEE, RAPPERIN

Bestellt EMMA ab! **C. STORCH, WISSENSCHAFTLICHER MITARBEITER, BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN**

Die EMMA hat ihre Berechtigung als ‚feministisches‘ Blatt schon lange verloren. Zu dieser transfeindlichen und rassistischen Redaktion gibt es keine Brücken zu bauen. Volle Solidarität mit @GansGruen!

SWANTJE KRISTINA SCHENDEL, BRAUNSCHWEIG, GRÜNE LANDTAGSABGEORDNETE NIEDERSACHSEN

Eine Beschwerde beim Presserat ist schnell gemacht und in diesem Fall eine gute Idee.

KATJA HUSEN, GRÜNE HAMBURG

Die EMMA ist mittlerweile ein rassistisches, anti-feministisches, transphobes Relikt, das in Sachen Hetzkampagnen der Springer-Presse in nichts nachsteht. Eh schon am Rand der völligen Bedeutungslosigkeit, hoffentlich da bald ganz angekommen. Good riddance.

TARIK ABOU-CHADI, ASSOCIATE PROFESSOR IN EUROPEAN POLITICS, NUFFIELD COLLEGE/UNIVERSITY OF OXFORD

Trans-feindliche, fachlich falsche Artikel wie in EMMA verstärken Minority Stress. Sie fördern menschenfeindliches Verhalten. Der EMMA-Artikel war Gewalt.

SABINE MAUR, PSYCHOLOGISCHE PSYCHOTHERAPEUTIN

Pfui, und das soll Feminismus sein, EMMA? Schämt euch, ihr seid ganz ekelhafte Terfs.

XGLTZR_GLTZR

Die Zeitschrift EMMA von Alice Schwarzer bezeichnet eine trans Politikerin als „physischen Mann“ und verwendet ungefragt ihren Deadname. Ich will safe niemandem Feminismus mansplainen, aber das ist eben auch kein Feminismus, das ist transfeindliche Scheiße.

SEBASTIAN23/SEBASTIAN RABSAHL, POETRY SLAMMER

Mit Bezug auf den transfeindlichen Artikel des EMMA-Magazins über unsere Schirmfrau Tessa Ganserer nochmal ein kleiner Reminder: Transfeindlichkeit ist KEIN Feminismus! Lasst uns lauter sein als das EMMA-Magazin!
NETZWERK_F

Im Grunde ist EMMA kein Magazin mehr Pro-Frau, sondern Anti-Trans.

DARIUS FOLTETE

#SOLIDARITAETMITEMMA

Es gab auch zustimmende Reaktionen im Netz auf den EMMAonline-Artikel zum Fall Ganserer. Die Debatte ist eröffnet.

Liebe EMMAs, wir haben zwei Ladungen Nervennahrung besorgt, eine für euch, eine für uns. 1000 Dank für eure großartige Arbeit und dass ihr euch diesem Sturm aussetzt und damit auch vor uns stellt. **HILDE SCHWATHE, WWW.GESCHLECHT-ZAEHLT.DE**

Wie war es möglich, dass sich die absurde Vorstellung, das Geschlecht lasse sich durch einen Sprechakt – also sozusagen durch Magie – ändern, solche Verbreitung finden konnte, dass sie sogar in Gesetze und Gesetzgebungsvorhaben Eingang findet? Das ist ungefähr so, als würde man in der Biologie die Evolutionstheorie durch die Schöpfungslehre ersetzen.

KLAUS BLEES

Alice Schwarzer stand im Fokus des aktuellen Shitstorms – obwohl sie den EMMA-Artikel gar nicht verfasst hat. Sie wurde als „TERF“ beschimpft, in geradezu abstruser Unkenntnis der historischen Fakten. Schwarzer hatte sich nämlich höchstpersönlich für die Einführung des Transsexuellengesetzes in den 1980ern eingesetzt und war stets solidarisch mit transsexuellen Menschen. **FAIRPLAYFUERFRAUEN.ORG**

Wenn man den Begriff Geschlecht abschafft, verschwindet die Realität geschlechtlicher Körper nicht und damit auch nicht die geschlechtsbasierte Unterdrückung von Frauen. Was verschwindet, ist die Möglichkeit, diese Unterdrückung sprachlich auszudrücken, und damit die Grundbedingung für politische Aktion. Es wäre das Ende des Feminismus als politischer Bewegung.

STEPHAN ECKNER

Jeder darf sich fühlen, wie er mag. Wenn es aber soziale und politische Konsequenzen hat, dann muss genau drauf geschaut werden. Ich kann ja auch nicht sagen, ich fühle mich wie zwölf Jahre. Oder ein 40-jähriger fühlt sich partout wie 65 und möchte nun Rente und Seniorenrabatte bekommen. Wenn es danach ginge, wie jemand sich fühlt, dann wäre alles offen. **CADYA THORNTON**

Klar werden auch trans Personen diskriminiert. Dann schützt sie, klärt auf. Aber ohne Frauen als biologisch geschlechtliche Klasse auszuradiieren. Es ist wirklich Wahnsinn, was da passiert im Gewand von Toleranz, Gleichstellung mit viel Regenbogenglitzer. Danke EMMA für eure Stimme. **ALI XIXIX**

Der EMMA-Beitrag ist nicht transfeindlich, sondern sachlich und klar. Die Grünen können gerne ihr „Frauenstatut“ haben und leben, aber nicht über die Hintertür einfach geltendes Recht aushebeln.

MARGIT WILLKE-BOS

In einer Zeit, in der Frauen mit Hass und Gewaltandrohungen rechnen müssen, wenn sie Tatsachen benennen, ist dies ein mutiger und wichtiger Artikel. EMMA hat sich schon immer für und mit Frauen positioniert. Danke. #SolidaritaetMitEMMA

LUNA

Patriarchat 2.0. Endlich haben Männer einen Weg gefunden, uns gänzlich unsichtbar zu machen. Und werden dafür noch beklatscht. **SKULD ARCHLEONE**

In anderen Zusammenhängen würde man von kultureller Aneignung sprechen. Sex ist nicht Gender und Soziologie ist keine Biologie. **BETTINA DI MONACO**

Wurde Zeit, dass diese Debatte öffentlich angestoßen wird. **FELDHOFER 1**

Ein Mann, der den Großteil seines Lebens patriarchale Vorzüge genießen konnte, teilt *nicht* die Lebensrealität mit biologischen Frauen, die aufgrund ihrer Rolle als Mutter weitaus mehr Hürden von patriarchalen Strukturen in den Weg gelegt bekommt.

VAL.SYLVESTRA

Nicht mal eine Frau weiß, wie Frauen sich „fühlen“ – aber Männer wollen es wissen?

MARCOS HALTENBERGER

Ganz viele Dinge – Toiletten, Quoten – hängen nun einmal am biologischen Geschlecht und das mit gutem Grund (z. B. Frauenschutzzräume). Nun wird aber das biologische Geschlecht (Sex) zum gefühlten (Gender) umdefiniert. Dass Kritik daran von einigen Menschen negiert und als transphob gedeutet wird, ist das eigentliche Problem.

OLIVER WEIGEL

Die Transfrauen beschwerten sich, dass Frauenvereine wie Terres des Femmes sie nicht aufnehmen! Warum auch? Wir haben für Frauenrechte jahrelang hart gekämpft. Meine Toleranzgrenze ist erreicht!

ANNEGRET

Ganserer ist, wenn auch als Person „richtig“, dennoch auf dem falschen Platz.

THOMAS NIEMARKT

Es ist gut, dass wir in einem Teil dieser Welt leben, in welchem niemand für sein Selbstgefühl bestraft, eingesperrt, diskriminiert oder gar getötet wird. Das Problem ist, dass biologische Männer, welche sich als Frauen definieren, oftmals jene sozialen Rollenzuweisungen in das „Frausein“ transportieren, von welchen wir „echten“ Frauen uns mühsam immer noch versuchen zu befreien. Im Patriarchat vollzieht sich die „Infiltration“ natürlich nur in die eine Richtung. **MARIA KLOSE**

Ich lerne und arbeite in der analytischen Philosophie. Mein Lehrstuhl ist Richtung Logik und Naturwissenschaften orientiert. Was ist also, wenn die andere Seite falsch liegt? Dann hat sie einen Skandal zu verantworten, dessen Ausmaß sie noch nicht ansatzweise abschätzen kann: ideologisch, und ganz materiell, medizinisch. Und dann will ich wirklich nicht in deren Haut stecken.

PAOLA MELNIK

Danke, EMMA, dass Ihr das Thema aufgreift. Für einige Grüne, die ich kenne, ist klar, die „Self-ID“ muss völlig neu überdacht und überarbeitet werden. **SABINE RAISER**



Die Männer zeigen euch nun, wer die besseren Frauen sind. Ihr habt den Geist aus der Flasche geholt, nun geht er nicht mehr rein. Es wird so lustig anzusehen sein, wenn Männer sich dann auf dem Treppchen des 100-Meter-Frauensprints lächelnd die Goldmedaille umhängen lassen. So hat es das IOC gerade beschlossen, im Zuge der Inklusion. Das ist das Todesurteil für den Frauensport. Dass Frauen nicht vom ersten Tage auf die Barrikaden gegangen sind, werden viele folgende Generationen ausbaden müssen. Und der Feminismus war der Wegbereiter. Beim nächsten Mal auch das Kleingedruckte lesen. **ANDI MIDT**



Mutig gegen Zensur

Jahrelang war sie die Kinderbuchkritikerin der FAZ. Vor 13 Jahren hat Monika Osberghaus in Leipzig den Verlag „Klett Kinderbuch“ gegründet. Sie wollte etwas „anders machen“. Neuerdings muss sie dabei Gegenwind aushalten.

Frau Osberghaus, was wollten Sie denn mit Ihrem Verlag anders machen?

Ich hatte den Wunsch, eine Lücke zu füllen. Die Kinderliteratur der 2000er Jahre war mir viel zu brav. „Prinzessin Lillifee“ und „Harry Potter“ gaben den Ton an, Geschichten aus reinen Fantasie-Welten. Ich wollte puren Realismus, auch mal schlimme Themen, die Erwachsene zu heikel finden, Kinder aber brennend interessieren.

Welche Themen sind das?

Nacktheit, Alter, Tod, Essensgewohnheiten auf der ganzen Welt, Patchwork- und Regenbogen-Familien, Behinderung oder Flucht. Wir machen aber auch anarchische Quatsch-Bücher. Wir überschreiten oft das, was Erwachsene bei Kinderbüchern gewohnt sind. Nicht alle sind ein kom-

merzieller Erfolg, aber wir füllen erfolgreich eine Nische.

Was ärgert Ihre KritikerInnen denn?

Konservative haben sich zum Beispiel darüber aufgeregt, dass wir in „Alles Familie“ gleichgeschlechtliche Eltern zeigen. Für unser Buch „Alles lecker“, in dem Schweine in Massentierhaltung gezeigt werden, ernteten wir einen Shitstorm vom Bauernverband, und „Peta“ hat uns kritisiert, weil wir den Schwerpunkt nicht auf veganes Essen gelegt haben. Für das Buch „Alle Kinder“, das mit etwas makabren Reimen arbeitet, gab es Kritik von so ziemlich allen Seiten. Gegenwind sind wir also gewohnt. Aber nun verschärft sich die Kritik, weil wir einigen LeserInnen nicht „politisch korrekt“ genug sind. Es hagelt negative Kommentare aus einer Leserschaft, die sich wohl als „woke“ bezeichnen würde.

Wie äußert sich das?

Unser Buch „Überall Popos“ erzählt zum Beispiel von einem kleinen Mädchen, das mit den Eltern schwimmen geht und die nackten Frauen in der Dusche hochinteressant findet. Es wird gezeigt, wie unterschiedlich Frauenkörper sind. Die Kritik: Es sei „nicht divers genug“, es wären ja gar keine nackten Männer zu sehen. Meine Frage:

Entspräche es denn der Realität, wenn ein kleines Mädchen in der Männerdusche unterwegs ist und sich dort eingehend die Geschlechtsteile anschaut? Ein anderes, von diesen Kreisen kritisiertes Buch, zeigt auf einem Bild eine lachende Familie mit dunkler Hautfarbe. Der Vorwurf: Damit zeigten wir Afrikaner als lustige Menschen.

Weitere Beispiele?

Für den Comic „Hugo und Hassan“ sind wir zum Beispiel als „rassistisch“ und „islamophob“ heftig beschimpft worden. Hugo ist Däne und konfessionslos, Hassan ist Araber und Muslim. In einem Kapitel macht Hassan zum ersten Mal den Ramadan mit und fastet, Hugo verführt ihn mit Rosinen. Es ist eine witzige Geschichte, in der der Islam nicht wirklich Thema ist. Aus islamischen

Kreisen aber heißt es, wir würden den Islam verunglimpfen. Diese Kreise sind radikal intolerant.

Noch etwas?

In dem Buch „Alle behindert“ zeigen wir Kinder, die Trisomie 21 haben, unter Muskelschwäche leiden, gehörlos oder kleinwüchsig sind. Daneben zeigen wir Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten, die nicht im engeren Sinn behindert sind: ein Mädchen, das eine absolute Tussi, oder einen Jungen, der ein totaler Angeber ist. Tenor: Alle sind behindert. Wir haben das Buch mit 200 Betroffenen gemacht. Kürzlich wurden wir in einem Offenen Brief von ProfessorInnen aus dem Bereich Inklusionspädagogik angegangen. Sie fordern, dass unser Buch verboten wird. Begründung: Wir führten Behinderte vor – und vor allem hielten wir uns nicht an die korrekte Definition.

Was glauben Sie, woran liegt das?

Ich habe das Gefühl, dass viele AktivistInnen die Beschäftigung mit ihrem jeweiligen Thema als identitätsstiftend empfinden. Wenn bei „ihrem Thema“ die Kategorien von anderen – und sei es durch ein Kinderbuch – verschoben oder in Frage gestellt werden, gilt das als Affront.

Welche Erwartungen werden heute an Kinderbücher gestellt?

Sie werden zu moralischen Instanzen erhoben. Jeder glaubt, sich hier einmischen zu dürfen, weil es ja um Kinder geht. Die Kunstfreiheit spielt dann keine Rolle mehr. In den großen Verlagen werden Kinderbücher vor dem Druck auf alle möglichen Probleme abgeklopft, damit sich bloß niemand in seinen Empfindlichkeiten gestört fühlt. Das Resultat sind komplett abgeschliffene Bücher, in moralisch vorausweisendem Gehorsam.

Haben Sie ein Beispiel, wie sich das auswirkt?

Unser Buch „Ein Schwein im Kindergarten“ wurde von Empfehlungslisten gestrichen, weil ein Schwein als sympathische Hauptfigur muslimische MitbürgerInnen verletzen könnte. Ein Mädchen mit Kopftuch zu zeigen – was ich durchaus für kritisierbar halte –, ist hingegen kein Problem. Das ist dann ein Zeichen für kulturelle Vielfalt.

Und diese Bücher bestimmen den Diskurs?

Das Thema „Diversity“ ist jedenfalls bei Kinderbuch-ExpertInnen in aller Munde. In vielen die-

ser Bücher werden zum Beispiel Kinder mit Rollstuhl gezeigt. Der Rollstuhl ist zu einer Art Icon geworden. Die meisten Behinderungen sind aber gar nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Auf sehr vielen Kinderbuch-Covern sehen wir neuerdings schwarze Kinder. In der Realität sind andere Migrationsgruppen aber sehr viel größer. Die Botschaft soll sein: Wir sind superdivers unterwegs. Es ist Marketing für die Woke-Kultur. Und es ist eine Ersatzhaltung.

Wofür?

Dafür, die wahren Themen anzugehen. Diese neuen Kinderbücher lullen ein. Weil sich Erwachsene selbst einlullen und beruhigen und trösten wollen. Hier zeigt sich auch ihr schlechtes Gewissen ihren Kindern gegenüber, weil echte Probleme ausgeblendet werden.

Welche sind das Ihrer Meinung nach?

Viele Erwachsene haben ein schlechtes Gewissen, weil wir die Welt so gestaltet haben, wie sie jetzt ist. Und sie erwarten von Kinderbüchern, das zu heilen und ihnen bei der Erziehung zu helfen. Statt dagegen zu kämpfen, dass Kinder mit einem Klick im Internet auf Pornoseiten kommen kön-

„Meine Erfahrung als Verlegerin: Shitstorms tun Büchern gut!“

nen, regen sie sich lieber über eine etwas derbe Sprache in einem Kindercomic auf. Das ist ja auch viel einfacher als die Probleme der frühen Pornografisierung oder die ständige Beschäftigung mit Computerspielen und dem Handy anzugehen. Dagegen regt sich kaum Widerstand.

Können Sie sich dem Ganzen mit Ihrem Verlag widersetzen?

Ja. Jeder kann das. Es ist gar nicht so schwer. Ich fände es viel schlimmer, Zugeständnisse zu machen und rumzueiern. Meine Erfahrung als Verlegerin: Shitstorms tun Büchern gut! Und wir merken auch zunehmend: Die Leute, die das machen, überspannen den Bogen. Ich glaube fest an unangepasste Bücher, und die Kinder lieben sie. ♀

Das Gespräch führte Annika Ross.

HILFE FÜR LESBEN IN AFRIKA!

Sie sind aus ihren Heimatländern geflüchtet, weil sie wegen ihrer Homosexualität verfolgt werden. Doch im Flüchtlingscamp hört die Gewalt nicht auf – im Gegenteil.

Kakuma? Diesen Namen hatte Ulrike Janz zwar schon einmal gehört. Sie wusste, dass in dem riesigen Flüchtlingslager in Kenia auch lesbische Frauen leben. Frauen, die aus afrikanischen Ländern geflüchtet sind, in denen sie wegen ihrer Homosexualität umgebracht werden können – vom Staat, von Nachbarn oder auch von der eigenen Familie. Aber erst beim LesbenFrühlingsTreffen 2021 (LFT) begriff Ulrike Janz, die selbst Mitarbeiterin einer feministischen Anti-Gewalt-Einrichtung ist, „unter was für schrecklichen Umständen diese Frauen dort leben“. Denn das LFT (s.S. 6) hatte einen Workshop im Programm, in dem einige der Frauen aus dem Kakuma Refugee Camp per Zoom zugeschaltet waren, darunter Juliet Wabule und Annemarie Nalugwa. Die lesbischen Frauen berichteten von den katastrophalen Zuständen in „Block 13“.

In diesen Block werden Frauen und Männer gesteckt, die ihre Homo- oder Transsexualität als Asylgrund angegeben haben. Fast 100 Menschen, davon über die Hälfte Frauen und Kinder, sind in diesem Block untergebracht. Doch wer aus Uganda, Burundi oder der Republik Kongo vor der exzessiven Gewalt gegen Homo- und Transsexuelle geflohen ist, kommt in Kakuma vom Regen in die Traufe.

„Es gibt fast täglich Überfälle“, berichtet Ulrike Janz. Zelte werden zerstört, Brandbomben geworfen, Menschen verprügelt. „Für die Lesben ist die Lage zusätzlich dramatisch. Sie sind sexualisierter Gewalt ausgesetzt und können den Block nur mit männlicher Begleitung verlassen.“ Die meisten ihrer Kinder stammen aus Zwangsehen. Bei den erst kürzlich Geborenen, ist anzunehmen, dass sie „durch sexualisierte Gewalt entstanden sind“.

Was Juliet, Annemarie und die anderen an diesem Pfingstwochenende aus Kakuma berichteten, berührte und empörte Ulrike Janz und ein halbes Dutzend weiterer Frauen so sehr, dass sie eine Initiative gegründet haben. Ziel Nr. 1: Sie sammeln Geld. „Es fehlt im Camp an allem“, erklärt Janz. Von Hygieneartikeln bis zu Schulsachen für die Kinder, die als „Homokinder“ in der Schule des Flüchtlingscamps so sehr gehänselt und verprügelt werden, dass die Frauen aus Block 13 inzwischen eine eigene Schule organisiert haben. Die Schulbaracke wurde vor einigen Monaten vollständig abgebrannt. Auch hier ist Geld nötig, um die Kinder wieder unterrichten zu können.

Ziel Nr. 2: Öffentlichkeit herstellen. Denn obwohl der Flüchtlingsrat der Vereinten Nationen (UNHCR) selbst konstatiert, dass homosexuelle Geflüchtete zu



Juliet Wabule und Annemarie Nalugwa berichteten über die katastrophale Lage im kenianischen Camp.

den gefährdetsten gehören, bleibt er im Kakuma-Camp bisher untätig. „Niemand dort konnte bisher einen Antrag auf Anerkennung des Geflüchtetenstatus stellen, obwohl viele schon seit zwei, drei oder mehr Jahren dort sind“, berichtet Ulrike Janz. Dies ist die Voraussetzung für Ziel Nr. 3: Die Lesben darin zu unterstützen, aus dem Lager heraus und in eine sichere Lebenssituation zu kommen.

Auch Amnesty International hat sich eingeschaltet und appelliert an die kenianische Regierung, „Schutzmaßnahmen zu ergreifen, die sicherstellen, dass die Rechte und Sicherheit der LGBTI-Flüchtlinge in Einklang mit den internationalen Menschenrechten gewährleistet sind“. Passiert ist bisher: nichts. Die deutsche Lesben-Initiative und die britische feministische Organisation „Filia“ versuchen, gemeinsam mit weiteren UnterstützerInnen aus aller Welt, die „KakumaSisters“ in ihrem Kampf für ein selbstbestimmtes Leben zu unterstützen. ♀



 **IM NETZ**
Lkakuma@posteo.de, www.filia.org.uk/kakuma-campaign

SIEG GEGEN PORNOS!

Die Düsseldorfer „Landesanstalt für Medien“ hat ein spektakuläres Gerichtsurteil erkämpft: Auch für Porno-Portale mit Sitz im Ausland gilt der deutsche Kinder- und Jugendschutz.

Was die Düsseldorfer Landesanstalt für Medien (LfM) seit November 2019 betreibt, könnte man als Kampf gegen Windmühlenflügel bezeichnen. Aber LfM-Direktor Tobias Schmid hat diesen Kampf aufgenommen. Er betreibt ihn mit Verve und hat gerade tatsächlich einen Sieg errungen. Es ist ein Etappensieg, aber ein bedeutender.

Lange genug seien die Betreiber von Porno-Plattformen „dem Gesetzgeber auf der Nase herumgelaufen“, sagt Schmid, „doch damit ist jetzt Schluss“. Dafür hat ein Urteil des Verwaltungsgerichts Düsseldorf gesorgt. Das Gericht entschied: Plattformen wie Youporn oder Pornhub müssen sich an geltendes deutsches Recht halten, auch wenn ihre Server im Ausland stehen. Das bedeutet: Künftig müssen die Porno-Anbieter eine wirksame Sperre einbauen, um Kinder und Jugendliche von ihren Seiten fernzuhalten – andernfalls werden sie selbst gesperrt.

Denn in Deutschland gilt: Pornografie darf laut Gesetz Kindern und Jugendlichen nicht zugänglich gemacht werden. Wer auf die Seiten will, muss sich deshalb als volljährig identifizieren, zum Beispiel per Post-Ident-Verfahren oder Kreditkarte. Die deutschen Anbieter halten sich nach Aufforderung durch die Medienanstalt inzwischen an diese Vorgabe. Doch Pornhub, das weltweit größte Porno-Portal mit Sitz in Montreal, ignoriert sie einfach. Genau wie Youporn, MyDirtyHobby und xHamster. Dort ist entweder gar nichts vorgeschaltet oder es genügt ein einfacher Klick auf den „Ich bin älter als 18 Jahre“-Button.

Die Landesanstalt für Medien, die auch für die Einhaltung des Jugendschutzes im Internet zuständig ist, wollte sich das nicht länger bieten lassen. „Bei Fernsehsendern kontrollieren wir jede Ausspielung darauf, ob die Musik nicht zu gruselig ist, gleichzeitig kann aber jeder Zwölfjährige von Kikininchen auf Pornhub wechseln“, hatte LfM-Direktor Schmid im Mai 2020 in EMMA erklärt.

Also hatte Schmid ein Verfahren bei der „Kommission für Jugendmedienschutz“ eingeleitet und den vier Porno-Portalen mit einer Sperre gedroht. Doch die beriefen sich darauf, dass ihre Server in Zypern stehen und sie damit nicht unter deutsches

Recht fielen. Sie klagten gegen die Sperrandrohung aus Düsseldorf – und verloren.

Das Düsseldorfer Verwaltungsgericht entschied im Dezember 2021: Das deutsche Jugendmedienschutzrecht müsse angewandt werden, weil Kindern und Jugendlichen sonst „ernsthafte und schwerwiegende Gefahren durch freien Zugang zu pornografischen Internetseiten“ drohten. In seinem Urteil (AZ: 27 L 1414/20) zitierte das Gericht Studien zum enormen Ausmaß der Porno-Nutzung: Jeder dritte männliche Jugendliche konsumiert mehrmals wöchentlich Pornografie, jeder fünfte täglich. Knapp jeder Zwölf- bis 14-Jährige hat im Internet schon „sexuelle Darstellungen“ gesehen.

Sexuelle Darstellungen? Wohl eher: sexualisierte Gewalt gegen Frauen. Die *New York Times* hatte schon im Dezember 2020 aufgedeckt, dass Pornhub nicht nur die üblichen Erniedrigungen von Frauen zeigt („Teenie Cindy wird genagelt“), sondern auch Verbrechen. „Die Seite ist überschwemmt von Vergewaltigungsvideos“, schreibt Autor Nicholas Kristof. „Sie zeigt versteckt aufgenommene Videos von Frauen unter der Dusche, Videos mit rassistischen und frauenfeindlichen Inhalten und Bilder von Frauen, denen mit Plastiktüten die Luft genommen wird.“ Kristof berichtete auch über den Fall eines verschwundenen 15-jährigen Mädchens aus Florida. Die Mutter der Vermissten erkannte sie kurze Zeit später auf der Porno-Plattform in 58 unterschiedlichen Sexvideos.

Die kalifornische Anti-Porno- und Anti-Prostitutions-Aktivistin Laila Mickelwait hatte deshalb eine Petition gestartet: „Schließt Pornhub! Das Unternehmen hat nicht nur keine Sperre für Jugendliche – es nimmt für seine Millionengewinne auch in Kauf, dass Opfer von Menschenhandel für die Clips vergewaltigt werden.“ Inzwischen haben 2,2 Millionen Menschen unterschrieben.

Die Sperrung der Seite für Kinder und Jugendliche in Deutschland wäre also nur ein kleiner Schritt – aber immerhin ein erster. Pornhub & Co. haben gegen das Düsseldorfer Urteil Rechtsmittel eingelegt. Der Kampf geht in die nächste Runde. ♀

David gegen Goliath:
Tobias Schmid





LOVING HIGHSMITH

Ein sensibles Filmporträt der Schriftstellerin und ein Stück Geschichte der weiblichen Homosexualität. Jetzt im Kino.

Es ist ein zärtlicher, einfühlsamer Film über Patricia Highsmith. Er widmet sich speziell einem Aspekt ihres Lebens: ihrer Homosexualität. Denn die ist prägend für ihre ganze Persönlichkeit und ihr Werk. Die 1921 Geborene war schon zu einer Zeit lesbisch, in der es keine Homoehe gab, sondern nur Verachtung, schlimmer noch: Missachtung. Im Gegensatz zu Männerpaaren wurden Frauenpaare noch nicht einmal als solche wahrgenommen. Im besten Fall.

Die Regisseurin, die Schweizerin Eva Vitija, verarbeitet Dokumentarmaterial und aktuelle Gespräche mit drei Geliebten von Highsmith zu einem Strom ihres Lebens. Besonders die Amerikanerin Marijane Meaker ist aufschlussreich. Mit ihr hat Highsmith in ihren jungen Jahren sogar kurzfristig zusammengelebt, auf dem Land, mit ihren vier Katzen und der fünften der Freundin dazu.

Meaker erzählt, wie tief das Desinteresse der Mutter, ja die Verachtung ihrer Tochter, Pat, wie Freunde sie nannten, verletzt hat. Sie machte der Mutter zuliebe sogar eine Konversions-Analyse, um hetero zu werden. Vergeblich.

Fotos zeigen, dass Pat schon von Kindesbeinen an eine garçon manqué war, ein verpasster Junge.

Was vermutlich der einzige Weg war, sich als Mädchen aus der reaktionären Geschlechterwelt in Texas zu befreien. In dieser Welt waren die Männer Rodeo-Helden und trugen die Frauen Push-up-BHs und Perücken. So auch ihre geliebte Großmutter, bei der sie in den ersten sechs Lebensjahren aufwuchs.

Das Abgründige, die doppelten Identitäten, die Schuldgefühle – das alles prägte ihr Werk. „Carol“, ihr Roman über eine Frauenliebe, veröffentlichte sie 1952 unter Pseudonym. Es war der erste lesbische Roman ohne tragisches Ende.

Jüngst wurden Highsmiths Tagebücher komplett veröffentlicht. Und da tauchen aus tiefem Grund ihr struktureller Rassismus und Antisemitismus auf. Daneben steht ihre konkrete Empörung über die Diskriminierung jüdischer Freundinnen und Schwarzer in Texas. Die Kosmopolitin, die in der Schweiz gestorben ist, ist wohl lebenslang eine Südstaatlerin geblieben. Der Mensch entgeht leider seinen frühen Prägungen nicht so leicht.

Dieser Film ist ein bemerkenswertes Porträt von Highsmith und gleichzeitig ein Stück Geschichte der weiblichen Homosexualität. Zu deren Befreiung hat auch Pat beigetragen. ♀ **A.S.**

Drei Geliebte erinnern sich. Von oben: Marijane Meaker, Tabeta Blumenstein, Monique Buffet.

TERMIN
Ab 10. März im Kino in der Schweiz, ab 7. April in Deutschland.

WEITERLESEN
Patricia Highsmith. Tage- und Notizbücher, Hrsg. Anna von Planta. Ü: Melanie Walz, pociao, Anna-Nina Kroll, Marion Hertle und Peter Torberg. (Diogenes, 32 €)





DER BUBIKOPF

Wannsee 1928. Die „neuen Frauen“ amüsieren sich auch schon mal ohne Mann. Im Bubikopf, klar. Der Zopf ist ab!



Unbekannte und Stars mit Bubikopf. Mitte: Schauspielerin Asta Nielsen, rechts Louise Brooks (siehe Titel).

Der Ehemann kann fordern, dass seine Frau die langen Haare als wesentliches Attribut ihrer selbst behalte.

Im Herbst 1924 findet in Paris ein Gerichtsprozess statt, über den die *Deutsche Allgemeine Friseur Zeitung* (DAFZ) ausführlich berichtet. Denn die Richter haben über eine brisante Frage zu entscheiden, die nicht nur Friseure umtreibt, französische wie deutsche. Sie lautet: „Hat ein Gatte juristisch das Recht, seiner Frau das Abschneiden der Haare zu verbieten?“ Das Urteil lautet: Ja, er hat!

Der Advokat des klagenden Ehemannes habe ein „glänzendes Plädoyer“ gehalten, findet die DAFZ, und darin klar gemacht, dass „zu einer Frau lange Haare gehörten und der Gatte daher das Recht habe, sich einer solchen ‚Selbstverstümmelung‘ zu widersetzen“. Der Richter habe dem uneingeschränkt beigepflichtet und erklärt: Für die meisten Männer bilde „die Haarpracht der Frau eine Hauptattraktion“. Der Ehemann könne „somit fordern, dass seine Frau die langen Haare als wesentliches Attribut ihrer selbst beibehalte“.

Die *Deutsche Allgemeine Friseur Zeitung* nimmt das Pariser Urteil mit einer gewissen Genugtuung zur Kenntnis. Denn noch betrachten die deutschen Friseure diesen merkwürdigen Kurzhaarschnitt, der aus der Modemetropole Paris in die deutschen Großstädte herübergeschwappt ist, mit äußerster Skepsis. Der sogenannte „Bubikopf“ sei „ein Unglück für unseren Beruf“, klagt die DAFZ. Die „Modekommission für Friseure“ schlägt noch schärfere, rassistische Töne an. Diese „unweibliche“ Haartracht sei „etwas für verlauste Russinnen, nicht aber für eine Dame“.

Doch das Wehklagen und die Beleidigungen der Coiffeure können den Siegeszug nicht aufhalten,

den der „Coupe à la Garçonne“ zu Beginn der Zwanziger Jahre von Frankreich aus in die ganze Welt antritt. Der Haarschnitt war natürlich keineswegs eine reine Geschmacksfrage, sondern hatte enormes emanzipatorisches Potenzial. Er wurde zum Markenzeichen der „Neuen Frau“, die die alten Zöpfe abschneidet, symbolisch und faktisch. Noch nie waren so viele Frauen berufstätig – Mitte der Zwanziger Jahre geht jede dritte Ehefrau einer Erwerbstätigkeit nach. Die Neue Frau ergreift neue Berufe: Sie wird Telefonistin, Stenotypistin oder Verkäuferin in einem der neuen Warenhäuser. Sie ergreift aber auch „Männerberufe“, wird Ärztin, Architektin oder Abgeordnete im Reichstag. Sie treibt Sport und vergnügt sich nach Feierabend in Bars, so manche Neue Frau auch mit anderen Frauen. Das Kennzeichen für den bahnbrechenden Aufbruch der Frauen: der Bubikopf.

Darum sorgte der androgyne Kurzhaarschnitt, auch „Bob“ genannt, „für allgemeines Aufsehen, wirkte auf viele wie ein Schock und entwickelte sich in den folgenden Jahren zur Ikone der Weimarer Zeit. Der neue Haarschnitt löste eine jahrelange erregte Debatte aus und wurde zum Symbol der kulturellen Moderne“, erklärt Helga Lüdtkke, die ein ganzes Buch über den Bubikopf geschrieben hat. Sie fand heraus, mit welcher harten Bandagen die Gegner des Kurzhaarschnitts seine Trägerinnen attackierten – und wie beherzt und eigensinnig diese gegenhielten.

Wie so oft wurde der Geschlechterkrieg, den die Töchter der Ersten Frauenbewegung ausfochten, auf dem Schlachtfeld Frauenkörper ausgetragen: „Das lange Haar, als Teil des weiblichen Kör-



Li: Frauenrechtlerin
Anita Augspurg.
Re: Bildhauerin
Renée Sintenis.

pers“, schreibt Lüdtkke, „wurde zum ‚politisch umkämpften Ort.“

Der Haar-Krieg tobte an mehreren Fronten. Natürlich in den Familien. Nicht in Paris, sondern in Dijon hatte ein erboster Vater den Friseur verklagt, der seiner Tochter einen Bubikopf geschnitten hatte. Auch er gewann, wie der Pariser Ehemann, den Prozess. Folge: Die Friseur-Innung beschloss, künftig von jeder Frau eine „beglaubigte Ermächtigung“ von Vater oder Ehemann zu verlangen, bevor ein Friseur die Schere ansetzte. „Bubikopf nur gegen Erlaubnisschein“, berichtete die *Deutsche Allgemeine Friseur Zeitung* 1925. Bald ließ sich auch so mancher Berliner Friseur aus Furcht vor erbosten Vätern oder Ehemännern deren schriftliche Erlaubnis vorlegen.

Auch die Kirche unternahm einen Kreuzzug gegen den Bubikopf: Viele katholische, aber auch so manche evangelische Pfarrer verboten kurzhhaarigen Frauen die Teilnahme am Gottesdienst. Sie bezichtigten sie der Lasterhaftigkeit und der Schamlosigkeit. Ihr biblischer Beweis für die „Gottlosigkeit“ der Bubikopfträgerinnen: der berühmt-berüchtigte Korintherbrief des Paulus, in dem es heißt: „Eine Frau aber entehrt ihr Haupt, wenn sie betet oder prophetisch redet und dabei ihr Haupt nicht verhüllt. Sie unterscheidet sich dann in keiner Weise von einer Geschorenen (also einer Ehebrecherin, Anm. d. Red.). Wenn eine Frau kein Kopftuch trägt, soll sie sich doch gleich die Haare abschneiden lassen.“ Gesagt, getan.

Worum es den Kirchenmännern tatsächlich ging, nämlich um den Erhalt der Geschlechterordnung insgesamt, formulierte der amerikani-

sche Priester Grover Cleveland Brewer in seiner Schrift „Costums and Christianity. With a Special Discussion of Bobbed Hair“: Die Geschlechter seien nun einmal verschieden, erklärte Brewer, und diese „unterschiedlichen Eigenheiten und Wesenarten“ zu pervertieren, sei „eine der schlimmsten Gräueltaten“. Fazit: „Wenn das Haareschneiden tendenziell dazu führt, der Religion abzuschwören oder die Bibel anzuprangern, die Geschlechterdifferenzen außer Acht zu lassen oder zu leugnen, dann wäre es besser, unsere Frauen würden sich die Köpfe abschneiden statt ihre Haare.“ Der Baptisten-Priester John Richard Rice schrieb gar ein ganzes Buch zum Thema, dessen Titel den Bogen vom Bob über die herrische Frau zur Priesterweihe für Frauen ohne Umschweife schlug: „Bobbed Hair, Bossy Wives and Women Preachers“. „Oh, ihr Frauen, was habt ihr alles aufgegeben, als ihr eure Weiblichkeit verloren habt!“, lamentierte Rice und warnte: „Wenn du von anständigen Männern geachtet und respektiert werden willst, dann bitte ich dich inständig, den Platz einer Frau einzunehmen! Kleide dich wie eine Frau, nicht wie ein Mann. Verhalte dich wie eine Frau.“



Klaus und Erika
Mann, die androgynen
Geschwister.

Stolz berichtet Rice, auch Herausgeber der Zeitschrift *The Sword of the Lord*, dass sich aufgrund seiner Predigten Hunderte Frauen die Haare wieder hätten wachsen lassen. Das habe zerrüttete Ehen wieder zusammengeführt, widerborstige Ehefrauen seien bekehrt worden und nun wieder bereit, sich ihrem Mann unterzuordnen.

Was allerdings weiß Gott nicht für alle Bubikopfträgerinnen galt. So manche leistete durchaus Widerstand gegen das (angeblich) göttliche Gebot. Zum Beispiel Martha Bathes, die 1926 in Kentucky den „Bobbed Hair Scandal“ auslöste.

Die 20-Jährige hatte einen Gottesdienst in Dodge City besucht, in dem Reverend Arlie Brown in seiner Predigt erklärt hatte, der Weg von Frauen mit kurzgeschnittenen Haaren führe „geradewegs in die Hölle“. Was dann geschah, schildert Martha Bates so: „Ich ging dorthin, wo er stand, und fragte ihn, ob er glaube, dass alle Frauen, die kurze Haare tragen, unanständige Frauen seien. Und er antwortete: Ja, so heißt es im Evangelium. Daraufhin schlug ich ihm, so heftig ich nur konnte, ins Gesicht. Wenn wir Bubikopf-Frauen eine Gewerkschaft hätten, gäbe es solche Reden nicht.“ Der Vorfall endete mit einer Massenschlägerei in der Kirche und der Inhaftierung von Martha.

Eine Gewerkschaft hatten sie zwar nicht, die Bubikopf-Frauen, aber sie schlossen sich zusammen und zeichneten einen Fonds, um für die Kosten eines etwaigen Gerichtsverfahrens gegen die widerständige Martha aufzukommen. Dazu kam es aber nicht, denn der Gouverneur ordnete an, die Gefangene freizulassen, da deren „körperliche Attacke durch die ungerechtfertigte Kritik des Reverend Arlie Brown gegenüber allen Frauen, die einen Bubikopf tragen, provoziert worden ist.“

Auch in Paris kam es im selben Jahr zu einer Protestaktion, wie der Coiffeur Emile Long in der *Deutschen Allgemeinen Friseur Zeitung* berichtete: „In Paris haben die Direktoren der Waren- und Modehäuser, der großen Verwaltungsbehörden, der ersten Banken und Versicherungsgesellschaften beschlossen, keine Damen mehr zu beschäftigen, die sich das Haar schneiden ließen“, schrieb Monsieur Emile. Das betraf über 10.000 Damen. Und was taten die? „Alle ließen sich noch in derselben Woche ihr Haar abschneiden und erschienen mit einem Ersatz-Haarknoten (Chignon) zur Arbeit. Da die jungen

Damen ihre Arbeit gut verrichteten, ihre falschen Chignons aber nicht sehr geschickt anbrachten, so dass das Publikum das Ende ihres natürlichen Haars an allen Ecken hervorstechend sah, haben die Herren Direktoren ihre Anweisung zurückgezogen und auf deren Ausführung verzichtet.“

Auch dem Vatikan blieb schließlich nichts anderes übrig, als vor der schier Masse an Bubikopf-Trägerinnen zu kapitulieren. Am 2. Juni 1930 verkündete Rom die Botschaft, dass Frauen mit „gebobbttem Haar nicht länger aus Gottesdiensten oder von den Sakramenten ausgeschlossen werden sollen“. Die Begründung lautete schlicht: „Der Bubikopf ist so üblich geworden, dass es unmöglich wäre, alle Frauen mit geschorenem Haar zu verbannen.“

Das Wort „geschoren“ hatten sich die Gottesmänner dann aber doch nicht verkneifen können.

Der Bubikopf ist in aller Munde. Über ihn wird gedichtet und gesungen, mal liebevoll, mal spöttisch, mal boshaft. Claire Waldoffs berühmte „Hanelore vom Hall'schen Tore“ ist ein „reizendes Geschöpfchen mit dem schönsten Bubiköpfchen“. „Mach dir doch nen Bubikopf! Wer trägt heut noch Hängezopf?“ schmettert Schlagersänger Walter Kollo und sein Kollege Theodor Waldau textet: „Jede Gnädige, jede Ledige trägt den Bubikopf so gern, weil's bequem, angenehm und modern“.

Dem Kurzhaarschnitt nicht ganz so zugewandt ist Willy Rosen, wie der Titel seines Hits aus dem Jahr 1927 nicht nur andeutet: „Du siehst ja aus wie ein Mann, mein Schatz!“ Das Problem folgt in der nächsten Zeile: „Ich traue mich gar nicht mehr ran, mein Schatz!“

Natürlich musste auch die Loreley erhalten. Der Inbegriff der langhaarigen Schönen findet sich auf Karikatur-Postkarten, natürlich mit Bubikopf, und ist Gegenstand von Couplets und Gedichten. Meist ist der Ton spöttisch, manchmal jedoch wurde die Sache ernst. „Bub oder Mädels?“ betitelte Fritz Steinmetz sein Gedicht und unterstellte den Bubikopfträgerinnen mangelnde Liebe zur Loreley und zum Vaterland: „Wer in der Not des Vaterlands/sich kleidet überspannt modern/ich sage frei heraus es ganz/Dem fehlt im Herz der deutsche Kern“ hieß es. Und weiter: „Eins fehlt: Das ist die starke Hand/die euch treibt aus dem Modejoch!/Noch sind wir kein Indienland!/Deutschland ist immer Deutschland noch!“

Die „starke Hand“ ist schon auf dem Vormarsch. Seit Jahren beschimpfen völkische, rechtsradikale Kreise den Bubikopf als „Judenmode“. „Arisch ist der Zopf – jüdisch ist der Bubi-



Die Tänzerin Trude Fleischmann, porträtiert von Claire Bauroff im Jahr 1926.

kopf“ lautet der Slogan, der die angeblich dekadente, städtische Jüdin verunglimpft und ihr das rechte Idealbild der anständigen, erdverbundenen Arierin gegenüberstellt. Wahlweise gilt der Bubikopf auch als amerikanisches oder „bolschewistisches“ Importgut, jedenfalls als „undeutsch“ und „entartet“. Der Bubikopf sei „ein Komplott gewesen, um die gesunden deutschen Sitten und die noch solidere deutsche Hausfrau zu zerstören“, schreibt der rechtsradikale *Stürmer*.

„Deutsches Mädels, sei gescheit; jedes Judenmädels trägt den Bubenschädel“ prangte als Aufschrift in den Turnhallen des völkischen „Deutschen Turnerbundes“, der in seiner Verbandspresse schon seit Mitte der 1920er Jahre gegen die „Dirnenhaartracht“ gehetzt und vor der „volksbedrohenden Vermännlichung“ gewarnt hatte. Schon 1925 hatte der Turnerbund weiblichen Mitgliedern mit kurzen Haaren die Teilnahme an Wettkämpfen untersagt. Doch genau wie die katholische Kirche mussten die völkischen Turner zurückrudern.

Das Ende des Bubikopfes kam schließlich doch. Mit den Nazis und ihrem „Männerstaat“ kamen die alten Zöpfe zurück – auf und in den Köpfen.

Der Kampf um die richtige Haarlänge war übrigens auch in Helga Lüttkes eigener Familie ausgetragen worden. Auch ihr Vater „schäumte vor Wut“, als sich seine Tanzstundenpartnerin und zukünftige Verlobte Johanna im Jahr 1927 die langen Zöpfe abschneiden ließ. „Er war nicht um seine Meinung und schon gar nicht um sein Einverständnis gebeten worden“, berichtet Lüttkes, der ihre Mutter noch im hohen Alter „von der Episode in der Tanzstunde erzählt hatte“.

Die Tochter forschte nach – und fand ein Familienfoto aus dem Jahr 1914, auf dem ihre Mutter Johanna, genannt Mücke, schon als Dreijährige „eine präzisionskantig geschnittene Kurzhaarfrisur trug, also das, was man einige Jahre später mit dem Begriff Bubikopf bezeichnen sollte“. Die „für Mädchen ganz und gar ungewöhnliche Frisur“ war offenbar Mückes Vater Paul zu verdanken. Der Leipziger Zahnarzt war ein Mann mit „unangepassten, eigenwilligen und reformerischen Auffassungen“, der nicht nur seine beiden Söhne, sondern auch seine drei Töchter zu freien Menschen erzog. Der passionierte Radfahrer setzte auch seine Töchter aufs Rad, und das am liebsten in praktischen Lederhosen. Das prägte Mücke bis ins hohe Alter. Zwar ließ sie in den Dreißiger Jahren ihrem Verlobten zuliebe ihre Haare wieder lang wachsen. Aber 1952

ging Mücke wieder zum Friseur und ließ sich – und ihren beiden Töchtern – die Haare kurz schneiden.

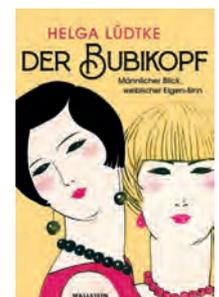
„Und was ist aus dem Bubikopf geworden, nach nunmehr fast einhundert Jahren?“ fragt Helga Lüttkes in ihrem Buch? Glaubt man den Verlautbarungen des Friseurhandwerks, stehen „Bobs und Pixies hoch im Kurs“. „Die aufmerksame Beobachterin sieht gegenwärtig jedoch ein ganz anderes Bild“, widerspricht Lüttkes. „Mädchen, auch kleine, ab ungefähr fünf Jahren, Teenager und jüngere Frauen tragen ihre Haare lang und offen, glatt, gewellt, gelockt, hochgesteckt als Dutt oder kunstvoll geflochten oder gedreht zu Zöpfen oder Pferdeschwanz in allen denkbaren Variationen.“ Auch bei TV-Frauen ist langes Haar Standardfrisur, gern wird dabei die eine Haarhälfte hinter, die andere Hälfte auf der Brust abgelegt.

„Und mit den langen Frauenaaren kehren auch die sexuell konnotierten Zuschreibungen und weiblichen Gesten zurück, die von jeher mit dem langen Haar verbunden waren, sich aber in den Bubikopf-Zeiten verflüchtigt hatten“, erklärt Helga Lüttkes. Junge Frauen erklärten zunehmend, dass es „Mut erfordere“, die Haare kurz zu tragen. Kein Wunder, denn ein altes Klischee sei wieder wirkmächtig: Eine Frau mit Kurzhaarschnitt sei „entweder lesbisch, vom Mann verlassen oder in einer Krisensituation“. Die Gleichung „Je kürzer, desto lesbisch“ veranlasst gerade Frauen in sogenannten „Männerberufen“, den im Raum stehenden Verdacht mit langen Haaren entkräften zu wollen. Helga Lüttkes, ganz akribische Rechercheurin, hat sich die Mühe gemacht, die Langhaarfrisuren beim DFB-Pokalendspiel 2019 im Frauenfußball zu zählen. Als die Spielerinnen des VfL Wolfsburg und SC Freiburg am Bundespräsidenten vorbeidefilten, hatten „von den 60 Fußballerinnen im Alter zwischen 18 und 34 Jahren 59 lange Haare“. Nicht umsonst lautete ein Spruch in dem Commerzbank-Werbespot zur Frauenfußball-WM 2019: „Wir brauchen keine Eier – wir haben Pferdeschwänze.“

Übrigens: Helga Lüttkes Mutter Mücke blieb Zeit ihres 92-jährigen Lebens beim Kurzhaarschnitt. ♀ **CHANTAL LOUIS**



„Mücke“ (Mitte), die Mutter von Autorin Lüttkes (oben), im Jahr 1914. Sie bestand bis an ihr Lebensende auf ihren Bubikopf.



WEITERLESEN

Helga Lüttkes:
Der Bubikopf
(Wallstein, 28 €)

EMMA.DE

Dossier: Der
Aufbruch (6/20)



NINI UND

Zu ihrer Zeit, in den 20er und 30er Jahren, waren sie berühmt: die Schwestern Hess in Frankfurt und ihr Fotoatelier. SchauspielerInnen, KünstlerInnen und Intellektuelle drängelten sich, von ihnen porträtiert zu werden. Heute existiert von Carry noch nicht einmal mehr ein Foto, ihre Schwester Nini wurde in Auschwitz ermordet. Jetzt entrissen zwei ForscherInnen die Frauen dem Vergessen.



Die Tänzerin Mary Wigman und ihre „Sieben Tänze des Lebens“.

Sie fotografierten in den 1920er Jahren alle, die Rang und Namen hatten: Thomas und Katja Mann, Paul Hindemith, Max Beckmann, Mary Wigman oder Claire Waldoff. Die Berühmtheiten der Weimarer Republik rissen sich darum, von Nini und Carry Hess, dem bewunderten Fotografinnenduo aus Frankfurt, porträtiert zu werden. Aber wie die beiden Künstlerinnen selber aussahen, das weiß man heute nicht mehr. Denn von den einst so berühmten und dann nahezu vergessenen Fotografinnen gibt es keine Fotos. Nur auf einem einzigen Gruppenfoto ist Nini zu sehen, von ihrer Schwester Carry existiert scheinbar überhaupt keine Aufnahme mehr.

Atelier und Werk der als jüdisch Verfolgten wurde in der Pogromnacht, am 9. November 1938, von SA-Truppen vollständig zerstört. Nini und ihre



Von links: Die Darstellerinnen Ellen Daub und Claire Waldoff, die Architektin Margarete Schütte-Lihotzky, der Tänzer Alexander Rumnev und zwei „neue Frauen“.

CARRY HESS

Mutter Lina wurden später deportiert und ermordet, Lina in Theresienstadt, Nini vermutlich in Auschwitz. Ihrer Schwester Carry war 1933 die Flucht nach Paris gelungen, wo sie jahrelang

vergeblich versucht hatte, für sich und die Familie eine neue Existenz aufzubauen. Sie überlebte die deutsche Besatzung Frankreichs nur knapp und verlor ein Auge. In einem langen und

demütigenden Verfahren versuchte sie, nach dem Krieg eine Wiedergutmachungszahlung zu erstreiten, die sie erst kurz vor ihrem Tod im Jahr 1957 in der Schweiz erhielt.

Das Leben der beiden Schwestern hatte so ganz anders begonnen. Sie wuchsen behütet auf, als Töchter von Samuel und Lina Hess in einem großbürgerlichen, liberalen jüdischen Elternhaus in Frankfurt. Die 1884 geborene Stefanie und die fünf Jahre jüngere Cornelia machten eine fotografische Ausbildung und gründeten 1913, mit 29 und 24, im Herzen Frankfurts ihr Atelier für Portraitfotografie. Aus Stefanie und Cornelia wurden Nini und Carry.

Die Vorkriegszeit ist die hohe Zeit der Ersten Frauenbewegung, eine Zeit des Wandels, in der Gesellschaft wie in der Fotografie. Die Imitation der Malerei, mit künstlichen Hintergründen, Weichzeichner und viel Retusche werden unmodern, die neue Sachlichkeit hält Einzug. Nini und Carry beginnen, in diesem neuen Stil zu fotografieren. Für ihre Porträts vor neutralem Hintergrund setzen sie den Schwerpunkt auf die Darstellung des Charakters. So zeigt ein Frauenportrait von 1917 eine selbstbewusste Frau mit Hut, Hand an der Hüfte und Zigarette in der Hand.

„Nini und Carry sind nicht Romantiker“, hieß es 1925 in einem Kommentar

Anzeige

**POLITISCH
DIVERS
KONTROVERS**



In ihrem zweihundertfünfzig Jahre und fünf Kontinente umspannenden Buch zeigt Lucy Delap, dass der Feminismus keine westliche Erfindung ist und seine Entwicklung nicht losgelöst von Hautfarbe, Klasse und Sexualität gedacht werden kann.

448 Seiten mit 20 s/w Abbildungen
€ 22,- [D]

| BLESSING VERLAG |



Carry Hess auf einer Medaille von 1921 (von Cornill-Dechent) und Nini Hess (li stehend) auf einem Künstlerfest 1919.

zu einer Bildstrecke mit Porträts aus dem Atelier Hess. „Sie suchen über die malerische die plastische Wirkung zu stellen. Erstaunlich, dass es Frauen sind, die das Dekorative und Scheinkünstlerische des Lichtbildes mit ihrem starken und realistischen Empfinden zu überwinden suchen.“ Erstaunlich?

Rasch wurden die Fotografien der Schwestern bekannt. Nini, die Zurückhaltendere, kümmerte sich wohl überwiegend ums Geschäftliche, Carry, die Lebensfrohe und Kommunikative, machte die Fotos. Die Schwestern müssen begabte Netzwerkerinnen gewesen sein, denn sie waren in vielen Zirkeln zu Gast, in denen Journalisten, Künstlerinnen, Mäzene und einflussreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in der Stadt zusammenkamen.

Sie veröffentlichten in vielen Büchern und produzierten zahllose Zeitschriftentitel. In dem Fotobuch „Das Frauengesicht der Gegenwart“ des Kunsthistorikers Lothar Brieger ist die Mehrzahl der Porträts aus dem Atelier Nini und Carry Hess, auch das Cover

des Buches. Es sind Porträts von bekannten Frauen: die Schauspielerin Fritzi Massary, die Schriftstellerin Anita Loos oder die Tänzerin Nina Pawlowa. Aber auch von Unbekannten: die „Astrologin“, die „Geschäftsinhaberin“, die „Ärztin“. Es sind bemerkenswert intime, wenig gestellt wirkende Porträts von starken weiblichen Persönlichkeiten.

Der Fotohistoriker Prof. Eckhardt Köhn leitet den gut gestalteten und kenntnisreichen Katalog zum Werk „Die Fotografinnen Nini und Carry Hess“ ein. Seiner jahrelangen Recherche ist es zu verdanken, dass das Leben und Werk der beiden Künstlerinnen in Teilen rekonstruiert werden kann. Die Einbettung in den Zeitgeist übernimmt die Kunsthistorikerin Miriam Szwast, sie weist auf die Fülle der Porträtpublikationen in den 1920er Jahren hin, darunter nicht wenige Bücher mit reinen Frauenporträts. Die Diskussion über die neue Rolle der Frau in der deutschen Gesellschaft wurde nach dem Ersten Weltkrieg ein Stellvertretergefecht über die Zukunft Deutschlands.

„Die Art und Weise, wie sich Frauen kleideten, was sie konsumierten, wie sie sich in der Öffentlichkeit benahmten und wen sie wählten, wurde von Beginn an als Vorzeichen für die zukünftige Form des Staates nach 1918 interpretiert.“

Die zeitgenössische Zeitschrift *Das Leben* betont 1929: Nicht nur die Mode und Gesellschaft, auch fast alle Bewegungen des Alltags hätten sich durch den neuen Stil, Bubikopf, kurzer Rock und freie Lebensgestaltung der Frauen verändert. „Man isst, sitzt, liest anders als einst, man hört anders zu, man riecht anders an einem Bukett, man tut keine Bewegung wie vor vierzig Jahren.“ Daher sei die „Frauenbewegung“ ganz wörtlich zu nehmen. ♀

BETTINA FLITNER

i INFORMATION

Die Ausstellung „Die Fotografinnen Nini und Carry Hess“, kuratiert von Susanne Wartenberg, ist vom 10. März bis 22. Mai im Museum Giersch der Universität Frankfurt zu sehen. Katalog bei Hirmer. www.mgg.de

Kann ein Buch einen Lebensschmerz überwinden? Ja.

Als die Fotografin Bettina Flitner vom Suizid ihrer Schwester erfuhr, waren Schock, Lähmung und Verzweiflung die ersten Reaktionen. Doch dann entschied sie sich zum Erzählen. Tief bewegend und meisterhaft – ein Buch der Befreiung.



© Bettina Flitner



Gebunden € (D) 22,-
Verfügbar auch als E-Book

Kiepenheuer
& Witsch

Allez LES



Femmes!

Im April wählt Frankreich. Und es kann durchaus sein, dass Macron vom Thron gestürzt wird – von einer Frau. Drei von vier Franzosen finden, es sei Zeit für eine Präsidentin. Doch welche? Die rechtspopulistische Marine Le Pen (li) verliert gerade Stimmen an den rechtsradikalen Kandidaten Zemmour. Die Sozialistin Anne Hidalgo ist chancenlos zurückgefallen. Dem Präsidenten hart auf den Fersen ist Valérie Pécresse, 54 (re), die Kandidatin der Konservativen.





Marine Le Pen mit Fischern in St. Malo. Die Rechtspopulistin ist beliebt bei den sogenannten „kleinen Leuten“ und Gelbwesten.

Valérie Pécresse, Marine Le Pen, Anne Hidalgo, Nathalie Arthaud und Christiane Taubira: In Frankreich drängen so viele Frauen wie nie zuvor an die Macht. Am 10. und 24. April entscheiden die WählerInnen, ob die Zeit reif für eine Präsidentin in Frankreich ist.

Zu den Besonderheiten Frankreichs zählt es, dass weibliche Ikonen Tradition sind – wie die Nobelpreisträgerin Marie Curie, die Philosophin Simone de Beauvoir oder die erste EU-Parlamentspräsidentin Simone Veil – aber die politische Macht immer fest in den Händen von Männern lag. Die Französisinnen erhielten 26 Jahre nach den Deutschen, erst 1944, das Wahlrecht. Das Land hat bislang keine Präsidentin und nur eine Premierministerin gehabt; nur zehn Monate lang, vom 17. Mai 1991 bis zum 2. April 1992 trug die Sozialistin Edith Cresson die Verantwortung für die Regierungsgeschäfte. „Calamity Jane“, „die Pompadour“, oder ganz einfach „die Verrückte“ wurde Cresson von ihren Parteifreunden damals genannt. In der Zeitung *Le Monde* blickte die betagte Politikerin kürzlich zurück: „Natürlich geht es mit Frauenrechten voran, aber die Macho-Kultur in der Führungsriege ist immer noch da. Ich glaube, eine grundsätzliche Frauenfeindlichkeit wohnt der französischen Politik inne.“

„Die Stunde der Frauen ist gekommen!“ sagt Valérie Pécresse 30 Jahre später. Die 54 Jahre alte Politikerin und bekannte Feministin hatte sich in der Mitgliederabstimmung der rechtsbürgerlichen Les Républicains (LR) Anfang Dezember gegen ihre vier männlichen Mitbewerber durchgesetzt. Noch nie hatte die traditionsbewusste Partei, die sich als Nachfolgeorganisation der von General de Gaulle begründeten Sammlungsbewegung in der politischen Mitte versteht, eine Frau für die Präsidentschaftswahlen nominiert.

Pécresse überholte Brexit-Chefunterhändler Michel Barnier, der ihr in einer der TV-Debatten gönnerisch vorgehalten hatte: „Valérie

weiß immer alles besser.“ Auch Umfrageliebling Xavier Bertrand, der wie Pécresse über Exekutiv-Erfahrung an der Spitze einer Region verfügt und ein ehemaliger Minister ist, hatte das Nachsehen. Ebenso der Law-and-Order-Mann Eric Ciotti, der sich mit Forderungen nach einem „französischen Guantánamo“, nach einem Armeeinsatz in der Banlieue und einem Kopftuchverbot für alle Minderjährigen einen Namen machte. Die Parteimitglieder stimmten für die Frau. „Zum ersten Mal hat die Partei von Charles de Gaulle, Georges Pompidou, Jacques Chirac und Nicolas Sarkozy eine Frau als Kandidatin für die Präsidentschaftswahlen bestimmt. Ich denke heute an alle Frauen in Frankreich. Und ich sage unseren Mitgliedern: Danke für diesen Wagemut“, sagte Pécresse in ihrer Ansprache nach dem Mitgliederentscheid.

In Interviews charakterisiert Pécresse sich selbst als „Zweidrittel Merkel und ein Drittel Thatcher“. Die Bundeskanzlerin und die Eiserne Lady, wie geht das zusammen? Pécresse scheint es bei dem Verweis auf die beiden Führungsfiguren in den Nachbarländern weniger um politische Inhalte, denn um die Banalisierung der weiblichen Macht zu gehen. Am Vergleich zu Thatcher interessiere sie, dass sie „durchsetzungsstark“ war und die Mittelschicht im Auge

hatte, meint Pécresse. „Aber mein Vorbild bleibt Angela Merkel, die es verstanden hat, politische Gräben zu überwinden, so wie ich es in meiner Region mache, die soziologisch links ist“, sagt sie. Damit nutzt die Konservative die in Frankreich herrschende, parteiübergreifende Nostalgie für die ehemalige Bundeskanzlerin.

Großbritannien wurde von 1979 bis 1990 und von 2016 bis 2019 von einer Frau regiert, Deutschland von 2005 bis 2021. „Wenn Sie wollen, dass etwas angekündigt wird, dann wählen Sie einen Mann. Wenn Sie wollen, dass etwas gemacht wird, dann wählen Sie eine Frau“, lautet einer von Pécresse' Lieblingsprüchen. Sie hat sich selbst eine „Macherin“ getauft. Aber ist Frankreich bereit für eine Frau?

Der frühere rechtsbürgerliche Premierminister Jean-Pierre Raffarin hat Pécresse mit einem Traktor verglichen. „Sie pflügt sich langsam voran, aber gradlinig“, sagte er. Der frühere Vorsitzende des Europa-Ausschusses, Parteifreund Pierre Lequiller, schreibt ihr eine gewisse Ähnlichkeit mit Merkel zu: „Sie hat Bodenhaftung und ist nicht dogmatisch.“

Als Vorsitzende der Hauptstadtregion hat sie sich entschlossen gegen die Sozialwohnungsvergabe gewandt, die darauf hinausläuft, Migranten en bloc nach Herkunftsländern in gemeinsamen Wohneinheiten unterzubringen. Pécresse ist davon überzeugt, dass diese Ghettos den Nährboden für islamistischen Radikalismus bilden. „Soziale Durchmischung“ sei wichtig, damit es nicht zu abgeschotteten Parallelgesellschaften mit eigenen Werten komme, ist ihre Überzeugung. Sie hat für den gesamten Wohnungsmarkt eine Obergrenze von 30 Prozent Sozialwohnungen beschließen lassen, um eine Konzentration von Migranten in bestimmten Wohnvierteln zu vermeiden. Im Kampf gegen Islamisierung setzt sie sich zugleich gegen Gebetsräume in Kellern ein und ist bestrebt, den Bau von Moscheen zu



Valérie Pécresse bei einer Parteiversammlung. Die Konservative hat es geschafft, alle Mitbewerber auszustechen.

ermöglichen, die sich dann aber an den republikanischen Werten zu orientieren haben. Pécresse hatte schon im Vorwahlkampf Zweifel am Konzept von „Null-Immigration“ angemeldet. Gleichzeitig plädierte sie für eine Verfassungsänderung, die nationale Einwanderungsquoten ermöglichen soll. Sie argumentiert, in Kanada oder den Vereinigten Staaten seien Quoten gang und gäbe, um unkontrollierte Einwanderung zu stoppen.

In ihrem autobiographischen Gesprächsband mit der Journalistin Marion Van Renterghem beschreibt sich Pécresse als „soziale Gaullistin“, die ihre politische Laufbahn ihrem Mentor Jacques Chirac verdankt. Ihre Kindheit und Jugend hat sie nach eigenen Worten hauptsächlich mit Büchern verbracht. Ihr Vater, ein Ökonom, konzentrierte sich auf seine Universitätskarriere, die aus Korsika stammende Mutter habe ihr eingeschärft: „Du musst unabhängig werden“. Als prägende Gestalten ihrer Jugend nennt sie ihren Großvater, den Psychiater Louis Bertagna, der in der Nachbarschaft lebte und bei dem sie viel Zeit verbrachte, denn ihre Mutter arbeitete als Arzthelferin für ihn. Bertagna hatte sich frühzeitig dafür eingesetzt, die Depression als Krankheit anzuerkennen und entsprechend zu behandeln. Pécresse schildert, dass sie ihn als Lebensretter

erlebt habe. „Sein Vorbild ist für mich eine Inspirationsquelle“, sagte sie. Sie sei in die Politik gegangen, weil sie davon überzeugt sei, dass sie dadurch Leben verändern könne.

Valérie besuchte die katholische Mädchenschule Sainte-Marie in Neuilly-sur-Seine, die von der Mutter des Kardinals Jean Daniélou gegründet worden war. Sie galt als Musterschülerin. Das Buch „Doktor Schiwago“ von Boris Pasternak gefiel ihr so, dass sie beschloss, Russisch zu lernen. Im Sommer nahm sie an sowjetischen Jugendlagern teil, sang die Internationale auf Russisch und verteilte heimlich Bibeln, die ihr die Schuldirektorin mitgegeben hatte. Als sie schlechte Noten in Mathematik bekam, spürte sie „wie ich auf meine Rolle als Mädchen reduziert wurde, das fürs Literaturstudium prädestiniert ist“. Sie habe sich aus Trotz für den mathematisch-naturwissenschaftlichen Schwerpunkt im Abitur entschieden. „Ich bin sehr stolz und ertrage es nicht, wenn man mich herabsetzt“, sagte sie.

Nach der Hochschulreife besuchte sie ein von Jesuiten geführtes Eliteinternat mit mathematisch-ingenieurwissenschaftlichem Schwerpunkt („prépa“) in Versailles. Mehr als 80 Prozent ihrer Mitstudenten seien männlich gewesen. Die jungen Frauen galten als „Störfaktoren“ und wurden aus der Kaderschmiede rausgeschmissen, wenn sie zu einem Studenten aufs Zimmer gingen oder in ihrem Zimmer Männerbesuch entdeckt wurde.

Aber noch mehr habe sie die Eliteverwaltungsschule ENA geprägt. Sie habe „eine Männerwelt“ entdeckt, „die mich zutiefst feministisch werden ließ“. Ihre ENA-Kameraden hätten sie „jung und hübsch“ („Jeune et Jolie“) getauft, der Titel eines seichten Magazins für Teenagerinnen mit Schminktipp und Diätvorschlägen. Als sie 2010 erstmals für die Hauptstadtregion Île-de-France kandidierte, attackierten die Sozialisten sie als „Blondine“. 2015 gewann sie den Vorsitz der Region und verwaltet seither ein Jahresbudget von fünf Milliarden Euro.

„Mein politischer Gegner, Claude Bartolone, hat einen sehr sexistischen Wahlkampf gegen mich geführt“, erinnert sie sich. Er versuchte sie als Reaktionärin zu charakterisieren, mit „Haarreif

und Faltenrock“, die für „die weiße Rasse“ kämpfe. „Meine Gegner haben alles ausprobiert. Sie haben versucht, mich als Frömmlerin darzustellen, als böartige Frau oder als Inbegriff der Inkompetenz, als hysterisch oder als Mädchen, das keinerlei Autorität besitzt“, erzählt sie in ihrem autobiografischen Band. „Und das hat alles verändert.“

Die Presse habe bei dem Spiel mitgemacht. „Mit wem haben Sie geschlafen, um Ihr Ziel zu erreichen, Madame Pécresse?“, wurde sie in einer Sendung gefragt. Ein bekannter Fernsehmoderator sagte vor laufender Kamera: „Oh, was ist die Madame Pécresse doch autoritär“. Sie habe ihn zur Rede gestellt und ihm gesagt, wie frauenfeindlich seine Worte seien. „Ein autoritärer Mann, das ist normal. Eine autoritäre Frau ist ein Mannweib“, empörte sie sich.

Präsident Nicolas Sarkozy, der sie gegen großen Widerstand der Studenten und Uni-Professoren die Hochschulreform durchsetzen ließ, habe sie 2007 nur zur Ministerin gemacht, weil sich kein Mann um die heikle Mission gedrängt habe. 2007 veröffentlichte Pécresse auch ein Buch mit dem vielsagenden Titel: „Es ist nicht ganz einfach, eine Frau in der Politik zu sein“.

Die 54-Jährige hat ihre politische Laufbahn im Elysée-Palast begonnen, was sie mit der Sozialistin Ségolène Royal verbindet, der ersten Frau, die es 2007 in die entscheidende Stichwahlrunde der Präsidentschaftswahlen schaffte. Pécresse hatte Präsident Jacques Chirac 1997 einen Brief geschrieben, in dem sie ihm vorschlug, sie als Beraterin für neue Kommunikationsmittel einzustellen. „Ich habe ihm beigebracht, wie man einen Computer und eine Maus benutzt“, erinnert sie sich. Der Präsident schärfte seiner jungen Beraterin ein, an eine politische Karriere zu denken: „Wir haben keine Frauen. Sie müssen unsere Ségolène Royal werden.“

Royal findet, dass die Konservativen auf den Sieg von Pécresse in der Mitgliederabstimmung Anfang Dezember besser reagiert haben als seinerzeit ihre Genossen auf sie. „Die Herausforderer haben sich sehr korrekt verhalten und sich um die Siegerin geschart. Das habe ich nie erleben dürfen“, sagte Royal spitz. Als sie 2006 die Vorwahlen gewann, fragte Ex-Premierminister Laurent Fabius scheinbar entgeistert: „Und wer kümmert sich nun um die Kinder?“ Eine solche Frage blieb Pécresse, Mutter von drei erwachsenen Kindern, erspart.



Anne Hidalgo ist die umweltfreundliche Bürgermeisterin von Paris. Die Sozialistin hat keine Chance, ihre Partei liegt bei einstelliger Zustimmung.

Aber die unterlegenen vier Parteifreunde, die sich nach ihrem Sieg zum Gruppenfoto um sie versammelten, schenken ihr nichts. Besonders hartnäckig fordert Éric Ciotti sie heraus. Er zwingt Pécresse zu einem Rechtsruck, womit sie sich dem Vorwurf aussetzt, Le Pens „Kopiermaschine“ zu sein. Dabei geht es in den nächsten Wochen vor allem darum, sich für die entscheidende Stichwahlrunde, zwei Wochen nach der ersten Wahl, zu qualifizieren. Amtsinhaber Emmanuel Macron kann sich laut Umfragen ziemlich sicher sein, dass er es in die zweite Runde schafft. Aber zwischen der 54 Jahre alten Pécresse und der 53 Jahre alten Le Pen ist der Kampf noch unentschieden.

Für Le Pen ist es bereits der dritte Präsidentschaftswahlkampf. 2012 hatte sie gerade den Vorsitz der von ihrem Vater Jean-Marie Le Pen gegründeten Partei Front National übernommen. Mit knapp 18 Prozent der Stimmen verfehlte sie den Einzug in die zweite Runde. Aber sie war damals von ihrer Mission beseelt, die vom Vater geerbte Partei neu zu positionieren und sich vor allem von den revisionistischen und antisemitischen Thesen loszusagen, die zum Fundus der Partei zählten. Ihrem Vater gefielen der neue Kurs und die neuen Berater, darunter viele Homosexuelle wie der ENA-Absolvent und langjährige Parteivize Florian Philippot, überhaupt nicht.

Marine Le Pen entwickelte insbesondere in ihrer Wahlheimat in Nordfrankreich ihre Partei zum Auffanglager für Wut und Unmut über soziale Missstände und Filz der alteingesessenen Parteien. Ihre Thesen, die Kandidatin für das „unsichtbare“ und „vergessene“ Frankreich zu sein, verfangen besonders in den vom industriellen Strukturwandel geprägten Gebieten gut. Im Süden baute ihre Nichte Marion Maréchal-Le Pen die von ihrem Großvater aufgebaute Bastion an Stammwählern mit einem strammen Anti-Einwanderungs- und Assimilierungsprogramm aus. 2017 gelang es Le Pen auf diese Weise, sich mit 21,3 Prozent der Stimmen für den zweiten Wahlgang zu qualifizieren. Doch im entscheidenden Fernsehduell gegen Macron trat sie schlecht vorbereitet auf, es wirkte, als beherrsche sie ihre Dossiers nicht, was Macron mit der Süffisanz des ENA-Absolventen gegen sie ausspielte.

Ihre Nichte Marion Maréchal war von dem Auftritt ihrer Tante so entsetzt, dass sie die Übertragung in ihrem Wahlkampfbüro im Süden vor

Ende verließ. Mit 33 Prozent der Stimmen im zweiten Wahlgang konnte Le Pen ihr Ergebnis zwar noch verbessern, musste sich aber dem Ärger ihrer Führungsriege über die Niederlage stellen. Philippot verließ die Partei im Eklat, weil Le Pen als wesentlichen Faktor ihrer Niederlage die Angst vieler Wähler vor dem versprochenen Frexit ausmachte. Nichte Maréchal zog sich gänzlich aus der Politik zurück.

Le Pen trat die Flucht nach vorn an und beschloss, der Partei einen neuen Namen zu geben. Das Rassemblement National wirbt nicht länger für einen Ausstieg aus dem Euro oder der EU. Nach mehreren Anläufen gelang es Le Pen, als salonfähige Kraft von anderen populistischen Parteien in der EU anerkannt zu werden. Bei den Europawahlen machte sie Macrons Bewegung den ersten Platz streitig. Die Gelbwesten-Krise hatte ihr schon zuvor wieder Aufwind verliehen, da sie vorführte, dass die soziale Unrast mit Macrons Wahl nicht verschwunden war.

Aber reicht das, um Le Pen in den Elysée-Palast zu katapultieren? Wer die Parteichefin beim letzten Parteitag in Perpignan erlebt hat, bekommt Zweifel an ihrem Willen zur Macht. Sie spulte das Programm routinemäßig ab und schaffte es auch in ihrer Abschlussrede nicht, die Anhänger mitzureißen. In einer Fernsehsendung mit dem Titel „Une ambition intime“ stellte sie sich als Hobbygärtnerin vor, zeigte stolz ihre Blumenbeete und den Schubkarren, den ihre Kinder ihr geschenkt hatten. Seit der Trennung von ihrem langjährigen Lebensgefährten Louis Aliot lebt sie mit ihrer Kindergartenfreundin zusammen. Im Haushalt leben unzählige Katzen, was Le Pen vor der Kamera kommentierte: „In unserem Haus sind nur Frauen und das ist auch besser so!“ Sie hat wiederholt durchblicken lassen, wie sehr ihr die frauenverächtlichen Thesen ihres Konkurrenten Eric Zemmour zuwider sind. Aber die Konkurrenz von rechts bedeutet auch ein ungeahntes Stimmenreservoir, sollte sie es in den zweiten Wahlgang schaffen.

71 Prozent der Franzosen wünschen sich laut einer Umfrage eine Präsidentin. Nie standen die Aussichten besser, dass im April eine Frau in den Elysée-Palast einzieht. ♀ **MICHAELA WIEGEL**



Ségolène Royal war mal mit Ex-Präsident Hollande verheiratet und selber Präsidentschaftskandidatin im Jahr 2011.



Werden die französischen Wahlen zum Machtkampf zwischen Männern und Frauen? Der Supermacho Eric Zemmour (re), für den der Niedergang des französischen Mannes 2011 mit der Verhaftung von Dominique Strauss-Kahn in New York begann (DSK wurde von einem Zimmermädchen beschuldigt, sie vergewaltigt zu haben), ist auf Rachezug. Gegen die rechtspopulistische Marine Le Pen ebenso wie gegen den amtierenden Präsidenten Emmanuel Macron. Der scheint als Verkörperung des „neuen Mannes“ zwischen den Geschlechtern zu stehen.

Au revoir

Wird in Frankreich „das tausendjährige Patriarchat“ abgewickelt? Für Eric Zemmour, den rechtsradikalen Kandidaten für die Präsidentschaft, ging das Patriarchat vor einem Jahrzehnt in New York zu Ende: als Dominique Strauss-Kahn, Kronfavorit für die Nachfolge von Präsident Sarkozy, ins Gefängnis gesteckt wurde. Die Anklage lautete auf „Vergewaltigung“ – für Zemmour allerdings war das die „Kastration aller Franzosen“. In der „traditionellen Gesellschaft“, schreibt er in seinem Buch zum Wahlkampf, „gehört der sexuelle Hunger zur Macht“. O-Ton: „Die Frauen sind das Ziel und die Beute jedes Mannes, der in der Gesellschaft nach oben will. Die Frauen wissen das, sie wählen und hätscheln ihn.“

Ahnungsvoll deutete Zemmour an, dass er selbst zur Zielscheibe gleichlautender Vorwürfe werden könnte. Tatsächlich bezichtigen ihn mehrere Frauen der sexuellen Belästigung. Die Paparazzi – die schon François Hollande bei seinem nächtlichen Seitensprung auflauerten – fotografierten Zemmour im Sommer 2021 beim Baden im Meer, eng umschlungen mit Sarah Knafo: Seine Wahlkampfleiterin, noch keine dreißig Jahre alt, ist schwanger. Ein paar Tage nach der Wahl wird Zemmour, 63, verheiratet und Vater dreier Kinder, also nochmals Papa. Und will dennoch durchaus Präsident werden.

Auch der sozialistische Präsident François Mitterrand hatte schließlich eine außereheliche Tochter. Als er starb, standen zwei Witwen an seinem Grab. Im vergangenen Herbst veröffentlichte eine weitere bislang unbekannte Geliebte ihre Memoiren: Sie war Studentin, während Mitterrands langer Regentschaft hatte sie täglich Kontakt mit ihm, regelmäßig besuchte sie ihn im Elysée.

Über politische Erfahrung verfügt der Journalist Zemmour nicht. Nur sein „sexueller Hunger“ und sein Hang zum Patriarchat scheinen ihn für die Präsidentschaft zu prädestinieren.

Lange war #MeToo in Frankreich folgenlos geblieben. Doch inzwischen erschüttern zahlreiche Missbrauchs- und Vergewaltigungsaffären die Gesellschaft. Auch mit Minderjährigen – Inzest inklusive. In die Skandale sind prominente Intellektuelle, Journalisten und Politiker verwickelt – zuletzt Macrons Ex-Umweltminister Nicolas Hulot, der als moralische Instanz verehrt worden war. Auch Innenminister Darmanin musste sich gegen den Vorwurf einer Vergewaltigung wehren.

Zemmours Wahl ist noch unwahrscheinlicher, als es jene von Donald Trump war. Noch mehr als die Angst vor Frankreichs Niedergang, der Einwanderung, der Unsicherheit und dem Islam beseelt die Angst der Männer vor den Frauen Zemmours Wahlkampf. Dem könnte abgeholfen werden. Als Präsident will Zemmour alle Gleichstellungs-Quoten abschaffen und das Gendern – die inklusive Schreibweise – verbieten. Vor seinem letzten Bestseller „Der französische Suizid“ veröffentlichte er eine Kampfansage an die Feministen. Das Buch ist nach seinen Worten nicht weniger als eine Antwort auf den Klassiker von Simone de Beauvoir: „Das andere Geschlecht“.



les hommes?

Wie der rechtsradikale Eric Zemmour führt auch die linksradikale Ökofeministin Sandrine Rousseau den Wahlkampf als Krieg der Geschlechter. Ihr Programm ist die „Dekonstruktion“ der Männer. Die „Woke“-Aktivistin Rousseau will die Ausbeutung der Frauen, Schwarzen und der Natur beenden. Und den Kapitalismus abschaffen. Ihr Kampf gegen das Patriarchat und dessen „Kultur der Vergewaltigung“ (Rousseau)

ist an das Engagement gegen den Kolonialismus, Rassismus und die „Islamophobie“ gekoppelt. Ganz knapp nur – mit 49 Prozent – hat Rousseau die Vorwahl der Grünen gegen den „Realo“ Yannick Jadot verloren. Seither tritt sie als Vizekandidatin auf und führt zumindest ansatzweise einen separaten Wahlkampf.

Die Wählerinnen werden eine Wahl entscheiden, in der es wie nie zuvor um die Geschlechter geht und der Triumph einer Frau wahrscheinlicher ist als ein Sieg Zemmours. Sie machen 52 Prozent der Bevölkerung aus. Entschiedener als die Männer halten sie Distanz zu den Rechtsradikalen. Das

war schon so, als der Neofaschist Jean-Marie Le Pen vor zwanzig Jahren in die Stichwahl kam. Einer Umfrage zufolge sind nur 12 Prozent der Wählerinnen bereit, ihre Stimme Zemmour zu geben. 66 Prozent fürchten um ihre Rechte, falls er gewinnen sollte.

Die Republik hat viele Quoten und Gesetze zur Gleichstellung der Geschlechter erlassen. Doch die Machtausübung ist eine monarchistische geblieben und wird von Männern dominiert. Zum letzten Mal seit dem Krieg gab es eine Premierministerin: unter Mitterrand, vor dreißig Jahren. Zehn Monate blieb Edith Cresson im Amt. Als die Sozialistin Ségolène Royal 2007 die Vorwahl gegen Strauß-Kahn und den früheren Premierminister Laurent Fabius gewann, spotteten die Genossen: „Und wer hütet jetzt die Kinder?“ (Sie hat vier Kinder, zusammen mit dem späteren Präsidenten François Hollande.)

Im aktuellen Wahlkampf liefern sich die linken Kandidatinnen Anne Hidalgo und Christine Taubira ein Geplänkel, dass mal als „Hahnenkampf“ gallischer Gockel mal als „Zickenkrieg“ bezeichnet wird.

Die Republikaner, die einen virilen Kult des Chefs pflegen und noch nie von einer Frau geführt wurden, kürten Valérie Pécresse. Ihr hatte niemand auch nur die geringste Chance eingeräumt. Als „la blonde“ wurde sie belächelt – obwohl sie Ministerin war und die Region Paris regiert. Gegen vier Männer setzte sie sich durch. Und alle mussten aufs Gruppenbild mit der strahlenden Siegerin.

„Sie hat einen Mann und eine Partei, die sie unterstützen“, kommentierte Ségolène Royal sarkastisch – sie war von keinem der beiden unter-

Feministinnen sprechen von einer „Kultur der Vergewaltiger“, Machos reden von „Zickenkrieg“.

stützt worden. Ein Foto mit den gratulierenden Verlierern Strauss-Kahn und Fabius hatte es für die Sozialistin Royal nicht gegeben. Mit François Hollande, dem Vater ihrer vier Kinder, spielte sie im Wahlkampf heile Familie – obwohl sie längst getrennt lebten. Fünf Jahre später zog Hollande mit seiner Freundin ins Elysée. Präsident war Hollande nur dank der Verhaftung von Strauß-Kahn geworden.

„Zwei Drittel Merkel, ein Drittel Thatcher“, charakterisiert Pécresse sich selbst. In der französischen Geschichte gibt es für sie kein weibliches Vorbild. Sie beruft sich auf Jacques Chirac, den letzten Präsidenten, dessen Affären zahlreich waren, aber (noch) nicht von den Medien breitgewalzt wurden. Über ihn zirkulierte das Bonmot „Eine Viertelstunde, Dusche inklusive.“ Auch Journalistinnen gehörten zu seinen zahlreichen Mätressen. Als Chefredakteurin des Nachrichtenmagazins *L'Express* hatte Françoise Giroud attraktive und kurz geschürzte Journalistinnen auf die Politiker angesetzt – unter Giscard d'Estaing wurde die Frauenrechtlerin Frankreichs erste Ministerin für die Rechte der Frauen.



Dominique Strauss-Kahn, 2011. Beinahe Präsident von Frankreich, wodurch die Vergewaltigungsklage eines Zimmermädchens einen Strich machte.

Für Emmanuel Macron ist Valérie Pécresse die gefährlichste Gegnerin. Er musste – und muss – wegen seiner 24 Jahre älteren Frau vielen Gerüchten und Vorurteilen Stand halten. Geschickt profilierte er sich als „drittes Geschlecht“ auch in der Politik, „weder links noch rechts“ und „sowohl als auch“. Bei den Feministinnen ist er als ein „dekonstruierter Mann“ sehr beliebt. Er verkörpert so ziemlich das Gegenteil von Zemmour. Doch seine Bilanz der Maßnahmen gegen die häusliche Gewalt und für Gleichstellung ist enttäuschend.

Macron führt in allen Umfragen. Nach Stand der Dinge geht es im ersten Durchgang darum, seine Herausforderin für die Stichwahl zu bestimmen. Die konservative Pécresse wie auch die rechtspopulistische Marine Le Pen, beide Mütter von drei Kindern, sind darauf bedacht, den Männern keine Angst zu machen. Pécresse unterstreicht die Führungsqualitäten einer Frau: „Leadership au féminin“ und verspricht: „Meine Hand wird nicht zittern.“

Marine Le Pen profiliert sich als „Staatsfrau“, will aber „weder Merkel noch Thatcher“ sein. Sie lebt inzwischen in einer Wohngemeinschaft mit einer Freundin aus der Jugendzeit. Gegen den Willen des Vaters, den sie wegen seiner antisemitischen Provokationen aus der von ihm gegrün-

Würde eine Präsidentin bedeuten: mehr Pragmatismus, weniger Hysterie und Ideologie?

deten Partei warf, hat sie den Front National entnazifiziert und in Rassemblement National umbenannt. Ausgerechnet eine rechte Politikerin lehnte sich gegen das Patriarchat in Partei und Familie auf. Jean-Marie Le Pen, ein langjähriger Freund von Zemmour, unterstellt seiner Tochter „mangelnde Virilität“.

Marine Le Pens Mut und Läuterung müssen Zemmour so unerträglich geworden sein, dass er sich zu seiner Kandidatur entschloss. Er will nicht nur das Patriarchat retten, sondern auch Vichy und Pétain rehabilitieren. Von Pétain, dem demokratisch gewählten faschistischen Regierungschef in der Zeit der Kollaboration mit den Nazis, behauptet Zemmour, er habe die französischen Juden nicht

deportiert, sondern „beschützt“. Mit seinem Störmanöver gegen Marine Le Pen riskiert Zemmour, zum Steigbügelhalter einer Politikerin zu werden, die nie mit der extremen Rechten kungelte.

Wie „weibliche Leadership“ an der Spitze der Macht aussehen könnte, hat Pécresse zu Beginn der Kampagne gezeigt. Ihre erste Reise in die Provinz führte in die Heimat ihres Gegners und Parteifreunds, den sie erst in der Stichwahl besiegte. Auch den anderen unterlegenen Kandidaten stattete sie einen Besuch ab. Alle werden in ihrer Wahl-Kampagne wichtige Aufgaben wahrnehmen. Und offensichtlich hat ihnen Pécresse auch deutlich gemacht, dass ihre Unterstützung und Treue mit Ministerposten belohnt wird.

Nach dem Fiasko vor fünf Jahren, als die konservativen Republikaner erstmals in der Geschichte der Fünften Republik den Einzug in die Stichwahl verpassten, war man jetzt schon bei der Vorwahl darauf bedacht, keine unüberwindbaren Gräben auszuheben. Für die Republikaner geht es um das nackte Überleben, für die Republik um ihre Erneuerung.

Der Einzug von Valérie Pécresse ins Elysée ist ein Versprechen für die Modernisierung und Demokratisierung der anachronistischen politischen Kultur. Marianne, ihr Symbol, bekommt eine neue Aktualität. Eine nüchterne Frau bedeutet: mehr Pragmatismus, weniger Hysterie und Ideologie.

An ihrem Willen zur Macht zweifelt niemand mehr. Mit verblüffender Selbstverständlichkeit nennt Valérie Pécresse ihre Kontrahenten aus der Vorwahl permanent „meine vier Musketiere“. Mit ihnen will sie die Spitze erobern. Wäre sie ein Mann und dessen Team ein ausschließlich weibliches, würde man eine solche Äußerung als paternalistisch empfinden. Als Staatspräsidentin wäre „la blonde“ zweifellos fähig, einen (heterosexuellen) Mann als MinisterIn für die Gleichstellung zu ernennen. ♀ **JÜRGEN ALTWEGG**



Ex-Präsident Hollande. Der Ehemann von Ségolène Royal stolperte nicht zuletzt über die Affäre mit einer Geliebten.



An jedem zweiten Tag wird in Frankreich eine Frau ermordet, meist vom eigenen Mann. Seit 2018 gehen die Frauen gegen die sogenannten Femizide auf die Straße. Oben ein Protest auf den Champs de Mars, unten Femen im Jahr 2019 auf dem Friedhof Montparnasse.





Am 23. November 2019 erlebt Frankreich die größten Frauen-Demonstrationen seit 1971. Alleine in Paris gingen rund 50.000 Frauen gegen Männergewalt auf die Straße. Am 18. September 2011 demonstrieren Frauen gegen die einseitige Berichterstattung der Medien im Fall Strauss-Kahn.



Les Femmes

Die Französinen gehen leichter auf die Straße als die Deutschen – und zögern auch nicht, den Rasen zu betreten. Seit dem Skandal um Dominique Strauss-Kahn im Jahr 2011 steigt ihre Wut.

Glaubt man dem französischen Publizisten Alain Finkielkraut, ist die Sache gelaufen: Die feministische Revolution ist vollzogen. Die Männer haben verloren, die patriarchale Ordnung gehört ein für alle Mal der Vergangenheit an. Überflüssig hinzuzufügen, dass Finkielkraut diese Entwicklung bedauert.

Frankreich ist in Bewegung. In den Chefetagen der Konzerne des Aktienindexes CAC40 haben weiße Männer über 50 alle Mühe, sich zu behaupten. „Wer das Ziel des Managements gerade mal so erfüllt oder darunterbleibt, wird durch eine zehn Jahre jüngere Frau ersetzt“, erzählt ein Mann in Führungsposition eines Luxusunternehmens unter dem Schutz der Anonymität, weil er fürchtet,

demnächst selbst über die Klinge zu springen. In Ruhe schlafen könne als Mann nur noch, wer „Außergewöhnliches leistet“, versichert er.

Ganz wie in der Wirtschaft spielen die Frauen jetzt auch im Wahlkampf eine entscheidende Rolle. Die beiden Kandidaten, die dem amtierenden Präsidenten am gefährlichsten werden könnten, sind Frauen: die konservative Valérie Pécresse und die rechtspopulistische Marine Le Pen. Wie konnte das passieren?

Frankreichs Frauen haben sich nicht mit den Siegen zufriedengegeben, die ihre Vorkämpferinnen seit den frühen Siebziger Jahren errungen haben. Die Erbinnen von Simone de Beauvoir haben sich neuen Kämpfen verschrieben, kreative Protestformen entwickelt, neue Alli-

enzen geschlossen: Sie tragen angeklebte Bärte und stören rein männliche Diskussionsrunden oder Vorstandssitzungen; sie ziehen ihre T-Shirts aus und gehen barbusig auf die Barrikaden; sie zerren die Veranstalter des Schönheitswettbewerbs „Miss France“ vor Gericht oder zeichnen den Regisseur Roman Polanski mit dem „Ehrenpreis der Schande“ aus. Sie demonstrieren verhüllt unter schwarzem Niqab. Sie kleistern nachts Botschaften auf die Hauswände, Buchstaben auf DIN-A4-Blättern, damit die Frauenmorde nicht in Vergessenheit geraten.

Im öffentlichen Raum, in den sozialen Netzwerken, in den Medien, aber auch in Familien ist die Geschlechterfrage allgegenwärtig. Egal, ob es um inklusive Schreibweise, Gehaltsunterschiede oder Anmache auf der Straße geht: Keine junge Französin, die sich nicht mehr oder minder von den Kämpfen ihrer Schwestern betroffen fühlt. Doch anders als in den 70er Jahren, der Hochzeit des „Mouvement de Libération des Femmes“ (MLF), hat keine der Gruppen die Meinungsführerschaft. Die Front ist bunt und unübersichtlich.

Um sich besser im feministischen Dschungel zurechtzufinden, hat sich *La Croix* sogar an einem Leitfaden versucht, einem „Kleinen Führer des Feminismus der 2020er Jahre“: „Die Generationen des Umschwungs“, titelte die katholische Tageszeitung.

Den Wendepunkt kann man leicht bestimmen: Im Mai 2011, wenige Tage nachdem der Chef des Internationalen Währungsfonds und politische Hoffnungsträger Frankreichs, Dominique Strauss-Kahn, in New York wegen der Anschuldigung einer Vergewaltigung verhaftet wurde, gingen in Paris Frauen mit angeklebten Bärten auf die Straße und demonstrierten gegen den Umgang von Journalisten, Politikern und Intellektuellen mit dem, was fortan als DSK-Affäre galt.

Der Philosoph Bernard-Henri Lévy hatte apropos der Tatsache, dass DSK der Vergewaltigung eines Zimmermädchens im Hotel angeklagt war,



„Wir sind alle Zimmermädchen.“
Französinen solidarisieren sich mit der New Yorkerin, die Strauss-Kahn anklagte.

en marche

vom „puritanischen Irrsinn“ der AmerikanerInnen gesprochen. Der linke Journalist Jean-François Kahn fand eine sagenhafte Formulierung, die nahelegte, dass Strauss-Kahn vom „Recht der ersten Nacht“ gebraucht gemacht hätte, offensichtlich, weil es sich um das Zimmermädchen eines Luxushotels gehandelt hatte. Ex-Kulturminister Jacques Lang sagte altväterlich, man müsse nicht übertreiben, es habe „schließlich keine Toten gegeben“.

Französisinnen empörten sich also zu Recht darüber, dass sexuelle Gewalt runtergespielt, ja weiterhin als „exception culturelle“, als kulturelle Ausnahme französischer Galanterie abgeheftet wurde. Eine ältere Demonstrantin, die schon in den 70er Jahren aktiv gewesen war, stellte desillusioniert fest: „Damals haben wir für konkrete Ziele gekämpft, heute müssen wir gegen die allgemeine Atmosphäre auf die Straße gehen.“

Zu der Demo am 22. Mai 2011 hatten Frauenorganisationen wie „La Barbe“ (Der Bart) und „Osez le féminisme“ (Feminismus wagen) aufgerufen. Vor dem Pariser Centre Pompidou hatten sich rund 3.000 Demonstrantinnen versammelt. Sie hielten Transparente hoch mit Parolen wie: „Nein heißt Nein“. 16.000 Frauen und Männer hatten wenige Tage zuvor eine Online-Petition gegen den „schamlosen Sexismus“ in Frankreich unterschrieben.

Caroline de Haas, damals Sprecherin von „Osez le féminisme“ und bald zentrale Figur eines neuen Feminismus, sagte damals: „Es geht uns nicht darum, was in New York passiert ist. Was uns auf die Barrikaden bringt, ist die Welle des Sexismus, die seit einigen Tagen über Frankreich schwappt, und dass das Opfer in Vergessenheit geraten ist.“

„Osez le féminisme“ ist gerade gegen die Veranstalter des Wettbewerbs der Miss France vors Arbeitsgericht gezogen. Offiziell geht es um die Tatsache, dass die teilnehmenden Frauen keinen Arbeitsvertrag haben, aber mehrere Wochen

unentgeltlich bei den Vorbereitungen zur Verfügung stehen müssen. Eigentliche Absicht ist es, eine Diskussion anzustoßen: „Wir würden gerne in einer Gesellschaft leben, die es für idiotisch hält, sich einen Abend lang vor den Fernseher zu setzen, um Frauen zu kritisieren, zu bewerten, zu benoten, zu vergleichen“, sagt Ursula Le Menn, die Sprecherin von „Osez le féminisme“. Sie stellt die rhetorische Frage, ob diese Sendung nach MeToo tatsächlich immer noch Sinn habe.

Die MeToo-Welle hat Frankreich mit Verspätung, aber damit umso heftiger erfasst. Spätestens seit die Schauspielerin Adèle Haenel bei der César-Verleihung empört aufgesprungen ist und den Saal verlassen hat, weil Polanski trotz Protesten im Vorfeld mit dem wichtigsten französischen Kinopreis ausgezeichnet wurde, erfasst der Protest der Frauen alle gesellschaftlichen Bereiche. Die Schriftstellerin Virginie Despentes („King Kong Theorie“) erklärte spontan: „Von nun an stehen wir auf und hauen ab.“

Nach dem Kino, dem Theater, dem Sport und den Medien ist jetzt die Politik an der Reihe. „Mit einem Mal sind alle Dämme gebrochen“, konstatiert der Soziologe Éric Fassin. Im November 2021 lancierten 285 politische Journalistinnen den Hashtag #MeTooPolitique und veröffentlichten einen Aufruf gegen den „lüsternen Paternalismus“. Offensichtlich war es eine Illusion zu glauben, dass nach der DSK-Affäre Journalistinnen vor Interviews keine anzüglichen Textnachrichten wie diese mehr erhalten: „Ich erwarte sie mit ausgefahrenem Periskop“.



„Patriarchat, Machismus, Mörder.“ Französinnen demonstrieren vor der Oper gegen die epidemische Männergewalt.

Die Journalistinnen nennen unzählige Beispiele deplatziertes Anmachens bis hin zu hartnäckiger sexueller Belästigung. „Solange die Politik in den Händen von heterosexuellen, eher sechzigjährigen Männern ist, wird sich nichts ändern“, schreiben sie.

Auch Emmanuel Macron hat das nicht wirklich geändert. Der Präsident hatte die Frauenfrage zwar gleich zu Beginn seiner Amtszeit zur Staatsangelegenheit gemacht, hat aber in fünf Jahren keine einzige Frau mit einem wirklich wichtigen Ministeramt betraut, geschweige denn zur Regierungschefin gemacht. Als er Innenminister Gérald Darmanin ins Amt berief, obwohl zu diesem Zeitpunkt ein Verfahren wegen Vergewaltigung gegen ihn lief, verloren die Feministinnen endgültig den Glauben an seine Versprechen.

Immerhin hat sich mit seinem Wahlsieg 2017 das Gesicht der französischen Nationalversammlung verändert. Das Parlament ist dank Macron klar weiblicher und jünger geworden. Als sich nicht genügend Frauen für die Listenplätze seiner damals neu gegründeten Partei „La République en

Marche“ bewarben, organisierte der Präsident gezielt ein Politik-Coaching-Seminar, um interessierte Frauen zur Bewerbung zu ermutigen. Anschließend wurden die Listenplätze paritätisch besetzt und prompt wuchs der Frauenanteil des Parlaments von knapp 26 auf über 42 Prozent. Immerhin.

Als Meilensteine können im Nachhinein zwei Bestseller gelten, die exemplarisch zwei Männer zu Fall brachten, die unter ihrem kulturellen Heiligenschein jahrzehntelang unantastbar waren. Im Januar 2020 veröffentlichte Vanessa Springora „Die Einwilligung“, ein Buch, in dem sie erzählt, wie sie als Minderjährige in einer vermeintlichen Liebesbeziehung von dem 36 Jahre älteren Schriftsteller Gabriel Matzneff jahrelang sexuell ausgebeutet wurde.

Ein Jahr später brachte die Juristin Camille Kouchner „Die große Familie“ heraus und damit ihren Stiefvater Olivier Duhamel zu Fall. Der bestreitet nicht, Kouchners Zwillingsbruder, seinen eigenen Stiefsohn, sexuell missbraucht zu haben.

Der bekannte Politikwissenschaftler- und Verfassungsrechtler, der bis dahin in jeder Diskussionsendung charmant den Ton angab, verschwand von einem Tag auf den anderen von der Bildfläche. Auch Matzneff versteckt sich seither in Italien.

Spätestens damit brach der Mythos zusammen, dass Franzosen einfach nur raffiniertere Verführer seien.

Durch die bunte Landschaft des feministischen Aktivismus zieht sich allerdings ein tiefer, ideologischer Graben. Französische Feministinnen liefern sich unerbittliche Schwesternkriege, bei denen die Vorkämpferinnen der „Intersektionalität“ ideologisch mit Frauen zusammenstoßen, die ein universalistisch-republikanisches Menschenbild verteidigen.

Marguerite Stern, die lange als „Heldin der Straße“ gefeiert wurde und deren Femizid-Collagen international Nachahmerinnen fand, wurde sogar körperlich angegriffen und steht in den sozialen Netzwerken unter Dauerbeschuss, weil sie wagte, Transgender-Aktivistinnen zu kritisieren. Nach zwei Jahren permanenter Attacken brach sie zusammen. „Mobbing und Cancel Cul-

Macron hatte Gerechtigkeit für Frauen zum „Staatsziel“ erklärt – aber dann nicht genug getan.

ture verursachen Traumata“, tweetete sie kurz vor ihrer Entlassung aus einer psychiatrischen Klinik.

Die „Generation des Umschwungs“ muss noch wie ihre Vorgängerinnen lernen, dass Grabenkämpfe mitunter unvermeidlich sind, aber in der Regel nur eins zur Folge haben: die Schwächung des Feminismus und damit die Entfernung vom gemeinsamen Ziel.

Dennoch: Die feministische Philosophin Camille Froidevaux-Metterie verkündete den „Zusammenbruch eines Systems“, des unantastbaren Patriarchats, dem Frauenkörper frei zur Verfügung standen: „Feministinnen haben entschieden, das nicht länger hinzunehmen. Deshalb steht die Frage des weiblichen Körpers wieder im Vordergrund.“ ♀ **MARTINA MEISTER**



„Maguy, 52, von ihrem Ehemann bei lebendigem Leib verbrannt.“ Ganz Paris ist gepflastert mit diesen DIN-A4-Plakaten.

Stop Prostitution!

Zu Zeiten von „Irma la Douce“ galt der Kauf einer Prostituierten noch als Kavaliersdelikt. Heute verfolgt Paris Freier und unterstützt Prostituierte.

Nüchtern, fast spartanisch wirkt das weißgetünchte Büro von CAP, der internationalen Nichtregierungsorganisation „Coalition Abolition Prostitution“, die im vierten Stock eines frisch renovierten Altbaus mitten in Paris residiert. Direkt neben der Rue Saint Denis. Dort standen bis zur Jahrtausendwende in jedem Hauseingang leicht bekleidete Frauen, die Rue Saint Denis war das traditionsreiche Strichviertel. Davon allerdings hat CAP-Chefin Héma Sibi nichts mitbekommen – sie ist erst 25 Jahre alt. Die Eltern der zierlichen Aktivistin sind aus Indien zugewandert. Héma zählt zur jungen Garde von Frankreichs Abolitionisten-Bewegung: Sie kämpft für die Abschaffung des ‚prostitutionellen Systems‘, so der gängige Begriff. „Mit Erfolg,“ so die junge Frau selbstbewusst.

Am 13. April 2016 verabschiedete das Pariser Parlament ein Gesetz zur „Verstärkung der Mittel für den Kampf gegen Zuhälterei und Menschenhandel zum Zweck sexueller Ausbeutung“. Getreu dem Vorbild Schwedens führte Frankreich dabei Strafen für Freier ein. Wer erstmals ertappt wird, muss 1.500 Euro zahlen, 3.750 Euro im Wiederholungsfall. Hat der Freier sich einer minderjährigen oder „verletzlichen“ (vulnerable) Person bedient, drohen bis zu sieben Jahre Haft. Nicht mehr geahndet wird der „Verkauf eines sexuellen Akts“ oder auch das Ansprechen von Kunden. „Seither wurde keine Frau mehr verhaftet,“ beteuert Héma. „Im Jahr davor, 2015, hatte es noch 2.500 Festnahmen gegeben.“ Zudem bietet das Gesetz Opfern des „Prostitutionssystems“ Ausstiegshilfe.

„Bisher wurden etwas mehr als 5.000 Freier verurteilt, ausschließlich Männer,“ berichtet die CAP-Sprecherin. Nachhaltiger als das Bußgeld sei eine weitere Maßnahme: Der Richter kann die Teilnahme an einem eintägigen Sensibilisie-

rungs-Kurs anordnen. Da treffen verurteilte Freier unter anderem auf Aussteigerinnen aus dem Rotlicht-Milieu. Frauen wie Rosen Hicher. Mit rauher Stimme schildert die heute 62-jährige unermüdlich ihren früheren Alltag. 22 Jahre lang ging sie anschaffen, der

Ausstieg gelang ihr 2009, fünf Jahre später unternahm sie zu Fuß eine Tour de France – um für die Verabschiedung eines Abolitions-Gesetzes zu werben. Hichers ungeschminkte Schilderung verfehle kaum je ihre Wirkung, so Aktivistin Sibi: „Alle Teilnehmer erklären bei Kursende, die Aussagen der Aussteigerinnen hätten bei ihnen etwas bewirkt, ihren Blick auf das Prostitutionssystem verändert.“ Und die meisten scheinen es ernst zu meinen.

Die Zahl der Personen in der Prostitution wird landesweit auf 36.000 geschätzt. 95 Prozent gelten heute als Opfer von Zwangsprostitution. Dazu zählen auch die 50 teils sehr jungen Nigerianerinnen, die täglich in der Hauptstraße im Bois de Vincennes stehen. Um ihr Essen zu verdienen, sind manche gezwungen, sich für zehn Euro zu verkaufen.

Auf dem Straßenstrich stand früher auch die junge Afrikanerin, die nun in einem Videoclip für den Ausstiegs-Parcours wirbt: eine Kampagnen-Initiative der vier einheimischen Abolitionisten-Vereine: Amicale du Nid, Fondation Scelles, Mouvement du Nid, CAP. Mit ernstem Blick vermittelt die Frau ihre Botschaft: „Unsere Körper sind zu müde geworden, dieses Leben weiter auszuhalten. Wir sind bereit, Nein zu sagen zur Prostitution – wenn ihr uns helft, da herauszukommen.“



Héma Sibi engagiert sich in der Organisation CAP für Prostituierte. Ex-Prostituierte wie Rosen Hicher (Mi) bekämpfen das System Prostitution.



Hope hat Hilfe gefunden. In einem Video des Mouvement du Nid erzählt sie begeistert vom neuen Leben, das der Ausstieg ihr und der kleinen Tochter ermöglicht hat: „Ich bin nun in einer Welt, die menschlich ist.“ Hope ist die erste, die vom 2016 per Gesetz lancierten Ausstiegsparcours profitierte. Die Mittzwanzigerin war von Menschenhändlern nach Frankreich verschleppt worden. Sie verdankt der Maßnahme Aufenthaltspapiere, ein Dach über dem Kopf, psychologische Betreuung und eine zweijährige Ausbildung. „Die habe ich erfolgreich absolviert und einen Job als Altenpflegerin gefunden,“ erzählt Hope.

Das Abolitions-Gesetz schreibt vor, in der Präfektur jedes Départements eine Kommission zur Betreuung von Ausstiegswilligen einzurichten. Da entscheiden Vertreter von Justiz, Polizei, Ministerien, von der Ärztekammer und Hilfsvereinen gemeinsam über Anträge für einen Ausstiegs-Parcours, suchen Abhilfe, falls eine Programmteilnehmerin spezielle Probleme hat. Finanziert wird dieses Hilfsprogramm landesweit jährlich mit 5 Millionen Euro.

„Bis heute haben insgesamt 600 Personen den Parcours angetreten,“ zitiert Héma Sibi jüngste Zahlen. „Das ist einerseits wenig, andererseits viel – denn diese 600 sind nun in einem völlig anderen Leben.“ Der Weg dahin ist steinig: Die monatliche Unterstützung beschränkt sich auf 330 Euro. Das ist einer der Gründe für die geringe Nachfrage. Ein anderer: Bei der landesweiten Umsetzung des Gesetzes mangelt es noch vehement an „Homogenität“, spricht: In einigen Départements fehlen der „politische Wille und das Engagement der Obrigkeiten“, so heißt es der ersten Bilanz des Gesetzes, die im Sommer 2020 erschien.

Im April des Vorjahres, drei Jahre nach Verabschiedung des Gesetzes, hatte der Premierminister mehrere Generalinspektionen, zuständig für die Bereiche Soziales, Verwaltung und Justiz, mit dieser Mission betraut. Für ihre Ermittlungen reiste die Arbeitsgruppe quer durch das ganze Land, von Paris bis Marseille, Toulouse und Nizza im tiefen Süden über Lille im Norden bis hin ins Elsass, nach Straßburg im Osten. Insgesamt wurden 200 ExpertInnen angehört.

10 Millionen Euro zur Förderung des Ausstiegs von Prostituierten.

Der 238-Seiten-Bericht liefert eine aktuelle Lagebeschreibung zur Prostitution in Frankreich. Der ‚sichtbare‘ Teil, also der Straßenstrich, mache 30 Prozent aus: „Ausländische Personen bilden die Mehrheit. Bei den Personen in der Prostitution handelt es sich zu 85 Prozent um Frauen, zehn Prozent sind Männer, fünf Prozent Transsexuelle.“ Doch mehr und mehr verlagere sich die Tätigkeit in Hotels, Wohnungen, Massagesalons. Und: „Prostitution wird immer mobiler und unbeständiger“ ausgeübt.

Die Arbeitsgruppe zieht detailliert Bilanz. Die wirkt überaus durchwachsen. Die gesetzlichen Maßnahmen zur Betreuung der Opfer von Prostitution und Zuhälterei seien nach und nach umgesetzt worden, jedoch landesweit sehr unterschiedlich. „Der Aufbau der Kommissionen zum Kampf gegen die Prostitution ist noch nicht abgeschlossen“, resümieren die AutorInnen, jedes vierte Département verfüge noch nicht über eine solche Einrichtung.

„Verbesserungsbedarf“ bestünde für Personen im Ausstiegsparcours beim Zugang zu einer Unterkunft oder auch betreffs der finanziellen Unterstützung. Kritisiert wird von der Arbeitsgruppe ebenso, dass 2018, so die in der Berichterstellung jüngsten Zahlen, lediglich 1.938 Bußgeldbescheide an ertrappte Freier ausgestellt wurden. Auf Paris entfällt die Hälfte aller im Land ausgestellten Strafgeldbescheide. Das Engagement der dortigen Behörden bezeichnet das Bündnis der Abolitionisten-Vereine als federführend. In Paris spürt eine spezielle Polizeieinheit sogar Freier auf, die via Internet über soziale Medien an prostituierte Personen herantreten.

Seitenlang macht der staatliche Bericht Vorschläge, wie die gesetzlichen Bestimmungen zum Kampf gegen die Prostitution besser umgesetzt werden können. Empfohlen wird unter anderem: die mit dem Thema befasste interministerielle Kommission mindestens einmal jährlich zur Tagung einzuberufen; die Hilfsvereine, erste Anlaufstelle für Ausstiegswillige, finanziell besser zu unterstützen; mehr öffentliche Aufklärungskampagnen zum Inhalt des Gesetzes sowie auch Personal in Oberschulen per Fortbildung zu befähigen, rechtzeitig Heranwachsende aufzuspüren, die in die Prostitution abzugleiten drohen.

Forderungen, hinter denen auch die Pariser Staatssekretärin für Gleichstellung steht. Schon rund um den fünften Jahrestag des ‚Abolitions‘-Gesetzes, im April 2021, hatte Elisabeth Moreno Lehren aus dem Bilanzbericht gezogen und „mehr politischen Willen“ versprochen. Bei einer Presseveranstaltung Mitte Januar 2022 dann wurde sie auf Nachfrage von EMMA konkret. In Kürze werde der Innenminister ein Rundschreiben an alle PräfektInnen herausgeben: „Wir wollen, dass sich endlich alle hundert Départements mit einer Kommission zur Verwaltung von Ausstiegs-Parcours ausstatten und zudem sollen die Bestimmungen zur Aufnahme von Ausstiegswilligen in den Parcours landesweit vereinheitlicht werden.“

Moreno konstruktiv: „Wir legen 4,6 Millionen Euro auf den Tisch, um beim Ausstieg zu helfen – zusätzlich zu den schon im Budget verankerten Mitteln.“ Also zu den 5 Millionen.

Eine Fünf-Jahres-Bilanz hat auch ‚Fact-S‘ gezogen. Zu diesem Bündnis gehören die Vereine, die seit langem Ausstiegshilfen anbieten, sowie AussteigerInnen aus der Prostitution. „Sobald das Gesetz wirklich angewandt wird,“ schreiben sie im

Vorwort ihrer 152-Seiten-Broschüre, „erbringt es sehr gute Resultate und hilft Menschen, ihr Leben zu verändern.“ Dokumentiert wird das akribisch, mit Zahlen, Grafiken und Zitaten von AussteigerInnen. Aus ihrer täglichen Terrain-Arbeit sind den Vereinen Amicale du Nid, CAP, Fondation Scelles und Mouvement du Nid die Mängel bei der Umsetzung des Gesetzes bestens vertraut. Bei einer Kampagne im letzten Frühjahr gab ‚Fact-S‘ ein neues Ziel vor: Das Bündnis fordert ein Zehn-Jahres-Programm, dotiert mit 2,4 Milliarden Euro.

Flagge zeigt die Macron-Regierung betreffs eines neueren Phänomens: Minderjährige auf dem Strich. Sie werden heute auf 7.000 bis 10.000 geschätzt – 70 Prozent mehr als vor fünf Jahren. Hauptsächlich Mädchen, Einstiegsalter: ab elf Jahren! Vom „Kontinuum der Gewalt“, spricht eine neue Studie der im Pariser Vorort Saint-Denis angesiedelten „Beobachtungsstelle zur Gewalt an Frauen“. Sie resümiert: „Vor dem Einstieg in die Prostitution hatten neun von zehn Minderjährigen Gewalt von Seiten der Eltern oder Stiefeltern erlebt.“ Mitte November präsentierte Paris einen mit 14 Millionen Euro dotierten Plan gegen die Prostitution Minderjähriger: Darin ist

Für 85 % aller Franzosen ist Prostitution „Gewalt gegen Frauen“.

die Rede von Aufklärungsarbeit, dem Aufspüren und Betreuen gefährdeter Teenager sowie von Justiz-Aktionen gegen Freier und Zuhälter.

Auch dieser Plan geht auf die Lobbyarbeit der Abolitionisten-Vereine zurück. Die hat zum gesellschaftlichen Umdenken beigetragen. Bei einer Umfrage von 2019 erklärten 78 Prozent der befragten Französinen und Franzosen ihre Zustimmung zum Abolitions-Gesetz. 85 Prozent hielten es für wichtig, gegen das Prostitutionssystem vorzugehen. Und 85 Prozent der Französinen erklärten, Prostitution bedeute Gewalt gegenüber Frauen. Vor allem junge Frauen engagieren sich zunehmend für ein Aus des ‚Prostitutionssystems‘ – ein Novum. Das läge im Zeitgeist, so CAP-Chefin Sibi, und nennt ein Stichwort: Intersektionalität. Schnittstelle aller Formen weiblicher Diskriminierung, ob es nun um indigene Frauen, Migrantinnen, Obdachlose oder Vertreterinnen ethnischer oder sozialer Minderheiten gehe, sei nun mal – die Prostitution. ♀ **SUZANNE KRAUSE**

 **IM NETZ**
amicaledunid.org
cap-international.org
fondationscelles.org
mouvementdunid.org

 **EMMA.DE**
thema/prostitution

Les Patronnes

In Frankreichs Aufsichtsräten sitzen die meisten Frauen von ganz Europa: 45 Prozent. Dank eines Plans.

Das Büro von MiddleNext, ein Zusammenschluss mittlerer französischer Börsen-Unternehmen, residiert im 2. Stock des historischen Börsengebäudes im Zentrum von Paris. Dort sitzt Caroline Weber vor ihrem Schreibtisch, vor gleich zwei Laptops. Parallel zu arbeiten ist die Endfünffzigerin gewohnt: Seit Jahren leitet Weber MiddleNext und war Chefin mehrerer Firmen. Jetzt hat sie ein Netzwerk für angehende Karriere-Frauen gegründet. Aktuell sitzt Weber bei einer Handvoll teils börsennotierter Unternehmen im Aufsichtsrat. Ein solcher Posten sei ihr erstmals vor über einem Vierteljahrhundert angetragen worden, erzählt Weber. Sie war damals 31 Jahre alt und aufstrebende Jung-Unternehmerin. „Ich war blutjung und eine Frau, kurzum: Eine absolute Ausnahmeerscheinung.“ Die erste Sitzung war beeindruckend: „Mir fiel gleich auf, dass ich viel zu salopp gekleidet war, der Dress-Code der Herren war gediegener Anzug und Krawatte. Da musste ich mich anpassen. Den Job selbst habe ich schnell in den Griff bekommen.“

Heute erhält Caroline Weber mehr Anfragen von Unternehmen, die sie gern in ihrem Aufsichtsrat hätten, als sie annehmen kann. Auch der Talente-Pool ihres Netzwerkes hat schon viele Frauen auf solche Posten vermittelt. Häufig Frauen, deren Lebenslauf und Karriere nicht klassisch gradlinig verlaufen sind. Caroline Weber ist zu-

dem dreifache Mutter und seit eh und je mit demselben Mann verheiratet. Dass sie sich voll im Job einbringen konnte, verdanke sie dem guten Krippen-System in Frankreich und ihrem „feministisch erzogenen“ Mann, der die Familienarbeit mit ihr teilte. Und ein zweiter Mann, Emmanuel



Sie ist in fünf Aufsichtsräten, hat einen feministischen Mann, drei Kinder – und vernetzt Karrierefrauen.

CAROLINE WEBER

Macron, spielt eine positive Rolle. Der Präsident hatte 2017 erklärt, die Gleichstellung der Frauen zu einem „nationalen Anliegen“ machen zu wollen. Seine Regierung verdoppelte im Herbst 2020 den Vaterschaftsurlaub auf 28 Tage, darunter sieben Tage Pflichturlaub. Im Jahr zuvor wurde ein ‚Paritäts-Index‘ eingeführt, der Privatunternehmen verpflichtet, geschlechtsbedingte Lohnunterschiede aufzudecken. Klafft das Einkommen zwischen männlichen und weiblichen Angestellten relevant auseinander, drohen Sanktionen.

Einen historischen Sprung nach vorn hatte ein im Januar 2011 erlassenes Gesetz gebracht: die Aufsichtsratsquote von 40 Prozent. Im Januar 2021, bei einer Feier im Pariser Wirtschaftsministerium zum Zehnjährigen des Gesetzes, konstatierte die Staatssekretärin für Gleichstellung, Elisabeth Moreno, die Aufsichtsräte hätten sich „spektakulär verweiblicht“. Moreno nannte Zahlen. „Waren 2009 an die zehn Prozent der Gremiums-Mitglieder Frauen, sind es jetzt 45 Prozent.“ Auch Finanzminister Bruno Le Maire lobt die Aufsichtsrats-Quote: „Wir stehen europa- und weltweit an der Spitze!“

Die Quotenregelung hat sich eingebürgert, unter anderem, weil sie nicht mehr nur für an der Pariser Börse notierte Großkonzerne gilt, sondern seit 2020 für alle französischen Unternehmen mit mehr als 250 Beschäftigten. Und: Im März 2012 trat ein Pendant für den öffentlichen Dienst in Kraft: Das Loi Sauvadet soll auch Frauen im Staatsdienst gleichberechtigten Zugang zu Führungspositionen garantieren. Die zuständige Ministerin, Amélie de Montchalin, vermeldete: „2020 belief sich der Frauenanteil bei der Neubesetzung von Führungspositionen auf 42 Prozent, neun Punkte mehr als noch 2017.“ Die Ministerin spricht von „Anzeichen eines kulturellen Wandels.“ Um den Elan noch anzufachen, hat de Montchalin im vergangenen Herbst ein innovatives Coaching-Programm aufgelegt. Bei ‚Les Talentueuses‘ werden fünfzig Frauen auf Führungspositionen im öffentlichen Dienst gezielt dazu ausgebildet, weibliche Jungtalente auf Karriere-Kurs zu unterstützen.

Damit nicht genug. Ende 2021 wurde ein weiteres Gesetz verabschiedet, „zur Beschleunigung der wirtschaftlichen und beruflichen Gleichstellung“ um auf Ebene der Unternehmensführung „die gläserne Decke zu durchbrechen“. In Kraft ist jetzt eine Frauenquote in der Führungsetage von Unternehmen mit mehr als tausend Angestellten von 30 Prozent bis 2027 und 40 Prozent bis 2030. „Wir dürfen unsere Mühen nicht rein auf die ‚Kommandoposten‘ konzentrieren, sondern müssen die gesamte Organisationskette eines Unternehmens einbeziehen“, stellt Marie-Pierre Rixain, Abgeordnete der Regierungspartei La République en Marche und Initiatorin des Gesetzesvorschlags klar. Soll heißen: Talente-Pools aufbauen.

Unternehmen, die die Quote nicht beachten, drohen Strafen, in Höhe von bis zu einem Prozent der Betriebs-Lohnkosten. Für das Loi Rixain hat-



Die Staatssekretärin für Gleichstellung fördert Frauen nicht nur in Aufsichtsräten. Sie hilft auch Prostituierten beim Ausstieg.

ELISABETH MORENO

Posten mit Entscheidungsgewalt verwehren und dann Vorschläge zur Abschaffung ausgearbeitet. Die umfassenden Kompetenzen unserer Netzwerk-Mitglieder befähigen uns, Einwände gegen unsere Vorschläge zu kontern“, sagt Pilhes. „Gleichzeitig können wir dank des Netzwerks vor Ort überprüfen, ob unsere Vorschläge funktionieren.“

Es gibt in der Tat selbst in Frankreich noch einiges zu tun. Und in Europa sowieso. Vom Erfolg im eigenen Land beflügelt, will Elisabeth Moreno, unterstützt von ihrer deutschen Amtskollegin Anne Spiegel, während der aktuellen französischen EU-Parlaments-Präsidentschaft nun auf europäischer Ebene für eine Aufsichtsratsquoten-Regelung werben. ♀ **SUZANNE KRAUSE**

ten berufliche Netzwerke von Frauen massive Lobbyarbeit betrieben. Im März 2020 gründeten sie die „Gender and Governance Platform“, abgekürzt: 2GAP. Dem Bündnis gehören Frauen aus der Privatwirtschaft ebenso wie Beamtinnen des höheren Diensts an, als Chefin fungiert Nathalie Pilhes. In den dreißig Jahren ihrer bisherigen Karriere hatte sie hohe Posten in mehreren Ministerien inne und ist derzeit im Innenministerium. Seit jeher engagiert sich Pilhes für mehr weibliches Leadership. Mehr Frauen in Führungspositionen zu bringen, sei, sagt sie, Sinn und Zweck von 2GAP. „Wir haben zusammengestellt, welche Hürden Frauen den Zugang zu



Die Managerin beseitigt Hürden und vernetzt Frauen in Führungspositionen.

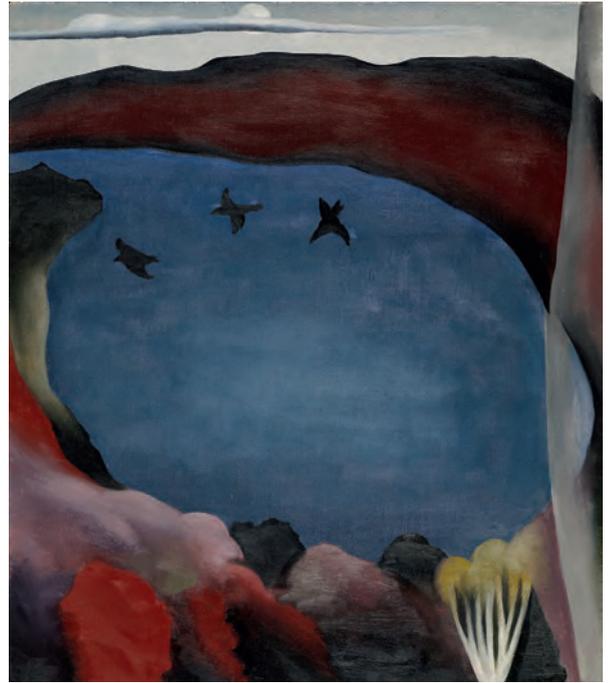
NATHALIE PILHES



GEORGIA O'KEEFFE

Sie ist eine Pionierin der amerikanischen Moderne, zwischen New York und Mexiko, wo sie über 50 Jahre lang lebte. Georgia O'Keeffe (1887–1986), die Bauerstochter aus dem Mittleren Westen, interessierte sich als Künstlerin nicht für Menschen, sondern ausschließlich für Landschaften und Pflanzen. Ihre Bilder bewegen sich zwischen Abstraktion und Figuration. „Ich habe die Blume groß gemalt, damit andere sehen, was ich sehe“, hat sie einmal gesagt. Bis zum 22. Mai zeigt die Fondation Beyeler in Basel in großzügig gestalteten Räumen 80 ihrer Werke. – Katalog hrsg. von Theodora Vischer (Hatje Cantz, 58 €). ♀





Stechapfel/Weiße Blüte Nr. 1, 1932; Lake George mit Krähen, 1921; Serie I, Nr. 8, 1919; Schwarze Schwertlilie, 1926. Links: Landschaft bei Black Mesa, New Mexico, 1930



Vor 50 Jahren erschütterte der Club of Rome mit einer bahnbrechenden Studie die Welt: Ungebremstes Wachstum ist für die Erde nicht verkraftbar. Die Forderungen sind heute aktueller denn je. Mit Mamphela Ramphele und Sandrine Dixson-Declève (Foto) hat der internationale Think Tank erstmalig zwei Frauen an seiner Spitze. Was werden sie tun?



Madeleine Schoder

DIE GRENZEN DES WACHSTUMS

Im Frühjahr 1972 erscheint ein Buch, das wie wenige andere die Welt erschüttert: „Die Grenzen des Wachstums“ heißt es und macht seinen Herausgeber, den Club of Rome, schlagartig bekannt. Obwohl es sich um eine wissenschaftliche Studie mit zahlreichen Tabellen und Grafiken handelt, wird es mehr als 30 Millionen Mal verkauft und in 30 Sprachen übersetzt. 1973 bekommt der Club of Rome den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels dafür.



Donella Meadows,
Öko-Pionierin und
Mitautorin von
„Die Grenzen des
Wachstums“, 1972
mit Kollegen vom
Club of Rome.

Die Hauptbotschaft der Studie lautet: In einem begrenzten System, wie es der Planet Erde nun einmal ist, kann exponentielles Wachstum – der menschlichen Bevölkerung, der Wirtschaft, der Städte – nicht auf Dauer gut gehen. Früher oder später droht ein Zusammenbruch, weil entweder die Rohstoffe zu Ende gehen, die Nahrung nicht für alle reicht oder die Umwelt so verschmutzt ist, dass die Lebenserwartung zurückgeht. Die AutorInnen, ein junges Team von WissenschaftlerInnen des Massachusetts Institute of Technology (MIT) mit Sitz in Boston, USA machen dazu sehr genaue, quantitative Voraussagen, die zum Teil bis ins Jahr 2170 reichen. Sie können das – und sie trauen sich das –, weil sie ein Computermodell benutzen, mit dem sie die Erde und die Aktivitäten der Menschen simulieren. World3 heißt es, und sein geistiger Vater ist Jay Wright Forrester, ein Computerpionier.

Wenn man heute darin blättert, kommt einem vieles vertraut vor. Die steil in den Himmel wachsenden Kurven exponentiellen Wachstums – wir haben uns daran gewöhnt, sie zu sehen, etwa wenn sich die nächste oder übernächste Pandemiewelle anbahnt. Es sind Voraussagen, die mit Computersimulationen gemacht werden – viele einflussreiche ExpertInnen benutzen sie, etwa



die Epidemiologin Viola Priesemann (siehe Emma 3/2020) oder die Klimaforscherin Friederike Otto (siehe Porträt auf S. 12).

Doch vor 50 Jahren ist die ganze Methode noch neu – und wird deshalb in der Sachbuchausgabe der Studie detailliert und verständlich erklärt. „Diese Denkmodelle sind sehr vereinfacht im Vergleich zu der Realität, von der sie nur Abstraktionen darstellen“, stellt die Einführung klar. „Das menschliche Gehirn ist zwar ein bewundernswertes biologisches Organ, es kann aber nur eine beschränkte Zahl der außerordentlich komplizierten und miteinander in Wechselwirkung stehenden Vorgänge verfolgen, die das tatsächliche Geschehen bestimmen.“ So ist es.

Eine prägnante Figur im wissenschaftlichen Team des MIT und Hauptautorin des Berichts ist die amerikanische Umweltwissenschaftlerin Donella Meadows, bei Erscheinen der Studie 31, aber schon promoviert. Zusammen mit der indischen Expertin Nirmala Murthy hat sie das Thema Bevölkerungsentwicklung bearbeitet. Auch bei den Themen Umweltverschmutzung, Verwaltung und Dokumentation ist weibliche Expertise in das Weltmodell eingeflossen.

Donella Meadows starb leider schon mit 59 an einer Hirnhautentzündung. Zuvor hatte sie 26

Jahre lang einen Ökobauernhof bewirtschaftet, ein Ökodorf gegründet und neben Büchern 16 Jahre lang die wöchentlich erscheinende Kolumne „World Citizen“ (WeltbürgerIn) geschrieben, die in mehr als 20 Zeitungen erschien. Zum Jubiläum „50 Jahre Grenzen des Wachstums“ muss auch an diese Pionierin der Umweltbewegung erinnert werden.

Der Club of Rome wurde bereits 1968 gegründet. Es ist ein freiwilliger Zusammenschluss von ExpertInnen aus den verschiedensten Bereichen – Wissenschaft, Unternehmertum, Finanzsektor usw. – mit dem Ziel, sich für eine nachhaltige Zukunft der Menschheit einzusetzen. Als Nichtregierungsorganisation hat er keine politische Macht, keine Sanktionsmöglichkeiten und auch kein großes Budget. Der Einfluss des Club of Rome reicht nur so weit, wie die Netzwerke seiner aktiven Mitglieder reichen, doch oft wirkt er hinter den Kulissen. Allerdings unterstützen mehr als 30 unabhängige nationale Clubs, etwa in Italien, Deutschland, Russland und Indien, die Ziele des internationalen Clubs.

Zu dessen 116 derzeit aktiven Mitgliedern aus mehr als 30 Ländern gehören auch einige Deutsche, etwa die Unternehmer Michael Otto (Versandhandel) und Alfred Ritter (Schokolade) sowie die in Marokko geborene und an der Universität Siegen lehrende Bauingenieurin Lamia Messari-Becker (EMMA 5/21). Ehrenmitglied ist der Umweltwissenschaftler und langjährige SPD-Politiker Ernst Ulrich von Weizsäcker, der von 2012 bis 2018 als Ko-Präsident des Club of Rome fungierte. Der 1939 geborene Multifunktionär hält unermüdlich Vorträge und publiziert Bücher für den Club. Allein, die Strahlkraft der „Grenzen des Wachstums“ hat keine der neuen Publikationen.

Bei ihrer Jubiläumsversammlung im Oktober 2018 am Gründungsort Rom gingen die Mitglieder einen neuen Schritt: Sie wählten zwei starke Frauen zu ihren neuen Präsidentinnen. Die Südafrikanerin Dr. Mamphela Ramphele und die Belgierin Sandrine Dixson-Declève starteten mit der Aufgabe, „Meinungsführerschaft in Aktion zu übersetzen“ sowie mehr junge und mehr aus dem globalen Süden stammende Mitglieder anzuzie-

hen. Als Erstes entwarfen die beiden Frauen einen „Notfallplan für den Planeten“, der 2019 mit dem Schwerpunkt Klimarettung erschien, 2020 wurde er unter dem Eindruck der Corona-Pandemie erweitert.

Wer sind die beiden neuen Vordenkerinnen und Macherinnen? Mamphela Ramphele ist eine charismatische Person mit einer steilen Karriere, die für mehrere Leben ausgereicht hätte. 1947 kam sie in der heutigen Provinz Limpopo in Südafrika als Tochter eines Lehrerehepaars zur Welt. Die Eltern richteten hohe Erwartungen an die kluge Tochter, erzählte sie kürzlich vor jungen afrikanischen Führungskräften (das spannende Interview ist auf YouTube zu finden). Mamphela studierte Medizin an der Universität von Natal mit dem Ziel, Ärztin für die Armen ihres Landes zu werden.

An der Universität traf sie Steve Biko, den Gründer des Black Consciousness Movement, und hatte mit ihm eine Beziehung, aus der ein Sohn hervorging: Hlumelo Biko, heute Unternehmer in Südafrika. Er kam erst nach dem Tod seines Vaters zur Welt, der im September 1977 nach schwerer Folter im Gefängnis von Pretoria starb.

Auch Mamphela Ramphele geriet wegen ihres politischen Engagements ins Fadenkreuz des Apartheid-Regimes. Als junge Ärztin wurde sie in ein abgelegenes Township im Norden des Landes verbannt. Sie sei als „Terroristin“ verschrien gewesen, aber ihre Patienten hätten sie geliebt, erzählt sie. Auch den Respekt der Sicherheitskräfte, von denen sie ständig überwacht wurde, gewann sie, indem sie sie – ähnlich wie Nelson Mandela – als Menschen ansprach, nicht als Feinde. „Suche stets einen Weg zum Herzen“, sei damals zu ihrem Motto geworden.

Ramphele studierte weiter, zunächst im Fernstudium, später mit polizeilicher Erlaubnis in Johannesburg. Sie machte Abschlüsse in Wirtschaftswissenschaften, in Tropischer Hygiene und Öffentlicher Gesundheitsvorsorge. Nach dem Ende ihrer Verbannung ging sie 1986 nach Kapstadt, wo sie in Sozialanthropologie promovierte und zur Vizekanzerlerin der Universität aufstieg. Im Jahr 2000 wurde sie als eine von vier Direkt-

Mamphela Ramphele wird als Ärztin und Ökonomin erstmals den Süden vertreten.

orInnen an die Weltbank in Washington berufen. Nach dem Ende ihrer dortigen Amtszeit ging sie 2013 zurück nach Südafrika. Sie war im Vorstand mehrerer Investmentunternehmen tätig und gründete gleichzeitig eine eigene politische Partei, Agang Südafrika („Lasst uns Südafrika aufbauen“), die in Opposition zur Regierungspartei ANC steht.

Von Mamphela Ramphele sind beim Club of Rome Rezepte für die Weltwirtschaft zu erwarten, auf die traditionelle Entwicklungspolitiker nicht so leicht kommen. Von einem jungen Politiker aus Tansania gefragt, wie denn Afrika bei weiterem Bevölkerungswachstum 18 Millionen zusätzliche Jobs pro Jahr bis 2050 schaffen soll, empfiehlt sie, auf die Landwirtschaft zu setzen und den Export von Biolebensmitteln voranzutreiben. „Lebensmittelsicherheit zuerst“, sagt sie. Dabei mag ihre Herkunft aus bäuerlichem Milieu in fruchtbarer Landschaft ebenso eine Rolle spielen wie die Notwendigkeit, im von Grenzen durchzogenen Afrika erst einmal einen Freihandel zu etablieren, wie er für die Industrienationen des Nordens ganz selbstverständlich ist. „Reißt die Grenzen nieder“, sagt sie deshalb mit Emphase. Sie meint die Grenzen, die der Mensch gezogen hat, nicht die Natur. An der Spitze des Club of Rome hat Ramphele die Aufgabe übernommen, Afrika, den „Mutterkontinent“ der Menschheit, stärker einzubinden, neue Impulse der Hoffnung zu geben und das Engagement der Jugend zu mobilisieren. Im November 2019 fand unter ihrer Ägide die Weltkonferenz des Club of Rome zum ersten Mal im südlichen Afrika statt – in Kapstadt.

Ihre Mitpräsidentin Sandrine Dixson-Declève kommt dagegen aus dem Herzen der kapitalistischen Welt. Sie hat Internationale Beziehungen in Kalifornien studiert und dann in ihrem Heimatland Belgien einen Abschluss in Umweltwissenschaften gemacht. Sie gilt als Expertin für Energiepolitik und war viele Jahre als Beraterin von EU-Parlamentariern in Brüssel tätig. Im britischen Cambridge leitete sie ein Institut, das Industrievertreter in Sachen Nachhaltigkeit unterrichtet. Und als Direktorin der Prince of Wales Corporate Leaders Group übte sie sich

darin, den Geschäftsführern multinationaler Unternehmen erste freiwillige Schritte zu mehr Nachhaltigkeit abzurufen.

Sie verstehe sich nicht als Lobbyistin, betonte die Ko-Direktorin des Club of Rome jüngst in Interviews beim 26. Weltklimagipfel in Glasgow, bei dem sie einige starke Auftritte hatte. „Mein Ziel ist es, Partnerschaften zu bilden.“ Zu der von ihr 2020 initiierten „Planetary Emergency Partnership“ (Notfallpartnerschaft für den Planeten) gehören neben dem Club of Rome inzwischen bereits 350 Mitgliedsorganisationen, auch große Naturschutzverbände wie der WWF. Sie setzen sich vor allem für internationale Verträge ein, die den Gesundheits-, Klima- und Naturschutz rasch voranbringen. Von Dixson-Declève zu erwarten ist ein fairer und respektvoller Umgang auch mit schwierigen Verhandlungspartnern in Sachen Nachhaltigkeit, etwa mit den Vertretern der großen Energiekonzerne oder der Regierung Chinas.

So ist schon jetzt zu beobachten, dass der Club of Rome an Vielfalt und Diplomatie und wohl auch an Tatkraft gewonnen hat, seit die neue weibliche Führung amtiert. Was jedoch auffallend fehlt gegenüber dem Geist von 1972, ist das Vertrauen in Wissenschaft und Technologie bei der Lösung der Weltprobleme, das auch Donella Meadows nie aufgab. In der letzten großen Veröffentlichung des Club of Rome („Wir sind dran“ von 2018) ist von Digitalisierung und Künstlicher Intelligenz nur als Bedrohung zu lesen, nicht als Chance. Doch wie soll die Rettung der Welt ohne den Beitrag der Informatik gelingen? Nötig wäre ein Upgrade von World3.

Doch auch hier stirbt die Hoffnung zuletzt: Im Juni 2022 soll in Stockholm ein neuer großer Report vorgestellt werden, den der Club of Rome derzeit zusammen mit dem Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung und der Norwegischen Handelshochschule erarbeitet. Er soll – unter dem Einsatz modernster wissenschaftlicher Methoden – Wege aufzeigen, wie die Erde noch zu retten wäre und die Menschheit eine Zukunft hat. ♀ JUDITH RAUCH



Am 2. März 1972 erschien das visionäre Buch, das weltweit 20 Millionen mal verkauft wurde. Es ist aktueller denn je.



INFLATION

Wie das funktioniert mit der Inflation und warum Frauen davon besonders hart betroffen sind, erklärt hier die Wirtschaftsjournalistin Margaret Heckel (Foto).

Fast zwei Jahrzehnte war sie kaum ein Thema. Doch nun ist sie wieder da, die Inflation. Die Preise steigen – und das könnte durchaus noch eine ganze Weile so weiter gehen. Denn es treffen derzeit weltweit einige Entwicklungen aufeinander und verstärken sich sogar gegenseitig, die stark preistreibend wirken.

Da ist zum ersten die Corona-Pandemie mit den ausgelösten Lockdowns. **Weltweit haben sich durch Corona Angebot und Nachfrage in kaum je dagewesenem Maß verschoben.** Zudem sind die weltweiten Lieferketten unterbrochen. Doch: Für uns in Europa und vor allem in Deutschland noch wichtiger ist zweitens, dass Putin und der Westen mit Gaslieferungen Politik machen. Putin reduziert die Gaslieferungen so sehr, dass die Preise extrem in die Höhe geschossen sind. Dahinter dürfte die Idee stehen, den Westen zu Zugeständnissen im Konflikt um die Ukraine zu bringen.

Und dann ist da ein dritter Trend, der bleiben und ebenfalls die Preise beeinflussen wird. Das ist die Demografie! In Europa, aber eben auch in Asien und vor allem in China, geht die

Zahl der Männer und Frauen im erwerbsfähigen Alter zurück. Damit wird Arbeit tendenziell teurer. Das erschwert die bisherige Politik von weltweit tätigen Großkonzernen, die Produktion immer weiter in Niedriglohnländer zu verlagern.

Damit sind wir aber auch schon bei Strategien gegen die Geldentwertung. Spielen wir das anhand einer Putzhilfe durch. Nehmen wir an, Sie sind eine Putzhilfe und arbeiten in Privathaushalten. Wie sehr sind die Menschen, deren Wohnungen Sie sauber halten, auf Sie angewiesen? **Wenn Sie heute zehn Euro die Stunde bekommen und morgen zwölf Euro verlangen würden, was wäre die Reaktion?**

Drei Varianten sind möglich: Erstens – und für Sie am besten: Ihre KundInnen akzeptieren die Preiserhöhung, ohne mit der Wimper zu zucken. Ihre Dienstleistung ist ihnen so wichtig, dass sie die Preiserhöhung hinnehmen.

Zweite mögliche Reaktion: Sie akzeptieren die Preiserhöhung, reduzieren aber die nachgefragte Stundenzahl. Statt vier Stunden werden Sie nur noch drei Stunden beschäftigt. Damit reduziert sich Ihr Verdienst von 40 auf 36 Euro.

Die dritte Variante ist, – was wahrscheinlich diejenigen erleben, die nur einen einzigen Auftraggeber haben, also fest angestellt sind – Ihr Auftraggeber stöhnt gewaltig und sagt, dass er sich das nicht leisten könne! **Sie stöhnen und sagen, dass aber alles teurer werde!** Nach kurzem oder längerem Hin und Her einigen Sie sich auf eine Lohnerhöhung von zehn statt 20 Prozent.

Egal, um welche Dienstleistung oder welche Ware es geht – alle Preisfindungsprozesse werden nach diesen drei Mustern ausgehandelt. Beispiel russisches Gas: Noch ist die Energiewende nicht geschafft, noch sind wir abhängig davon. Also müssen wir zahlen, was die russischen Energieunternehmen fordern. Denn die **Alternative, im Winter einfach die Heizung abzuschalten ist keine –** oder eben erst, wenn wir genügend Windräder und Wärmepumpen in Deutschland installiert haben, um unsere eigene Energie herzustellen.

Angebot, Nachfrage und die Reaktionen auf Änderungen von beidem liegen also allen Preisverschiebungen zugrunde. Warum aber ist dann in den Nachrichten immer auch von der Euro-

„Wo die Nachfrage größer ist als das Angebot, steigt der Wert der eigenen Arbeit.“

päischen Zentralbank (EZB) und den Zinsen die Rede? Ganz einfach: Zins ist der Preis des Geldes. Und Geld ist unser Universal-Tauschmittel für alle wirtschaftlichen Transaktionen. **Denn die Zeit, in der Faustkeile gegen Honigmet getauscht wurden, sie ist vorbei.**

Um die vielfältigen Krisen der vergangenen Jahre – von der Weltfinanzkrise 2008/9 bis hin zu Corona – in den Griff zu bekommen, haben die Zentralbanken und die Regierungen die Geldmenge massiv erhöht. Dieses „neue“ Geld ging beispielsweise in Form von Coronahilfen an die Wirtschaft, aber auch an BürgerInnen. Ökonomisch gesehen nahm damit das Angebot an Geld sehr deutlich zu. Weil aber die Nachfrage nach Geld – beispielsweise für Investitionen in Fabriken oder den Bau von Windrädern – nicht gleichstark zunahm, ist der Preis des Geldes und damit der Zins immer weiter gesunken.

Wenn die Zentralbanken weltweit nun darüber nachdenken, den Zins zu erhöhen – oder im Fall der USA auch schon definitiv angekündigt haben –, bedeutet das vor allem eines: der Preis des Geldes steigt wieder. Damit verändern sich dann auch wieder Angebot und Nachfrage nach Geld: Eine Anlegerin wird sich möglicherweise dafür entscheiden, ihr Geld lieber in Zinspapieren anzulegen statt in eine Wärmepumpe zu investieren. Machen das viele, schaffen sie neue Probleme: Der Wärmepumpen-Produzent geht pleite und muss seine Mitarbeitenden entlassen.

Diese Gedankenexperimente zeigen nicht nur, wie sehr die einzelnen Ent-

wicklungen vom Gaspreis über die Krisenbekämpfung bis hin zu individuellen Anlageentscheidungen miteinander verknüpft sind. Sie zeigen auch das Dilemma der Regierenden und der Zentralbanken weltweit: Eine dauerhaft hohe Inflation ist schlecht. Aber dagegen mit steigenden Zinsen anzukämpfen ist auch problematisch. Was also tun?

Relativ am einfachsten zu analysieren ist der dritte Inflationstreiber: die demografischen Veränderungen. Bis 2030 werden in Deutschland deutlich mehr Menschen in Rente gehen, als Jugendliche und Zuwandernde eine Arbeit aufnehmen. Wer also in Bereichen arbeitet, wo die Nachfrage größer ist als das Angebot, wird sehr wahrscheinlich den Preis für die eigene Arbeit kontinuierlich erhöhen können.

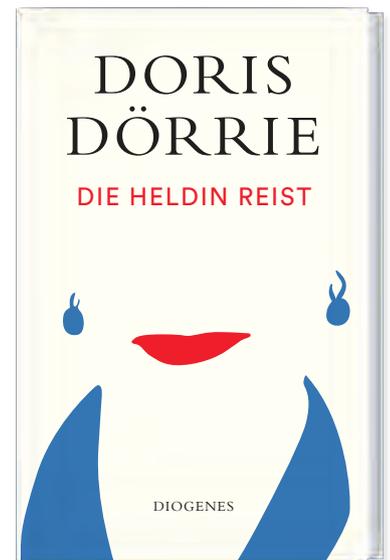
Davon könnten in den nächsten Jahren dann endlich auch gerade die Geringverdienenden profitieren – von der Putzhilfe über den Verkäufer bis hin zum Wachpersonal. Dasselbe gilt für alle, die nicht durch Maschinen ersetzbar sind – im Pflegebereich und Handwerk beispielsweise.

Aber Sie müssen sich eben auch trauen, mehr Geld für die eigene Arbeit zu verlangen. Oder den Job zu wechseln, um bei einem anderen Arbeitgeber mehr zu verdienen. Und dann gibt es da noch die etwas altmodische, aber nichtsdestotrotz immer noch vielversprechendste Strategie für mehr Lohn – sich gemeinsam organisieren und gemeinsam dafür streiten. ♀

MARGARET HECKEL



Foto: © Mathias Bothor/Photoselection



Auch als eBook und eHörbuch

Doris Dörrie erzählt vom Reisen und davon, als Frau in der Welt unterwegs zu sein. Sich dem Ungewissen, Fremden auszusetzen heißt immer auch, den eigenen Ängsten, Abhängigkeiten, Verlusten ins Auge zu sehen. Und dabei zur Heldin der eigenen Geschichte zu werden.

Mehr auf:
diogenes.ch/dorisdoerrie

Diogenes

DAS BISSCHEN HAUSHALT ...



Lisa Herzog, politische Philosophin, macht sich über die fatale Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen Gedanken. Verliererinnen sind noch immer die Frauen.

In den letzten Jahren ist die gleiche Geschichte bei mindestens zehn Paaren in meinem Bekanntenkreis passiert: Er bekommt ein Jobangebot in einer anderen Stadt, sie zieht mit ihm um – und muss seitdem schauen, wo sie beruflich bleibt. Oder es ist die ungleich verteilte Elternzeit mit anschließender Teilzeit, die Frauen beruflich ins Trudeln bringt. Dass dies nicht nur Anekdoten sind, sondern weitverbreitete Muster, belegen zahlreiche Studien.

Eine Studie der Bertelsmann-Stiftung aus dem Jahr 2020 zeigt, dass Frauen in Westdeutschland 45 Prozent weniger Lebenseinkommen haben als Männer (in Ostdeutschland sind es 40 Prozent). Besonders bei Frauen mit Kindern ist der Abstand groß. Nun könnte man zur Erklärung zahlreiche bekannte allgemeine kulturelle Faktoren heranziehen – über die wahrgenommene Kompetenz von Männern und Frauen, über die Zuständigkeit für die Familie etc. Aber mein Fach ist die Wirtschaftsphilosophie, und deshalb möchte ich besonders auf drei dort vorherrschende Denkmuster hinweisen, die man getrost auch als Denkfehler betrachten kann. Kaum jemand vertritt diese Denkfehler explizit; wenn man WissenschaftlerInnen darauf anspricht, weisen sie die Positionen empört von sich. Und doch stecken diese Annahmen in zahlreichen Modellen und institutionellen Praktiken und konnten große Wirkungsmacht entfalten.

Denkfehler Nr. 1:

Der Haushalt als kleinste wirtschaftliche Einheit

Ein tief in der westlichen Kultur verankerter Ansatz ist es, den „Haushalt“ als die kleinste wirtschaftliche Einheit zu betrachten. „Oikonomia“, der altgriechische Ursprung von „Ökonomie“ kommt von „oikos“, der Hauseinheit. Diese

umfasste früher typischerweise neben der Kernfamilie auch weitere Verwandte und zahlreiche SklavInnen, außerdem gab es Nutztiere und möglicherweise einen eigenen Garten oder Acker.

Die Hausgemeinschaft war streng hierarchisch strukturiert: der Hausvater stand ihr vor, so wie ein Monarch einem ganzen Land vorstand. Gerade in der Art und Weise, wie im westlichen Denken die griechische Antike dargestellt wurde (die historische Wirklichkeit war sicherlich komplexer), war dieser „oikos“ der Ort, an dem wirtschaftliche Fragen ihren Platz hatten: dort wurden menschliche Grundbedürfnisse befriedigt, dort wurden Nahrungsmittel hergestellt oder eingekauft, dort wurden die tagtäglichen Routinen des Haushalts erledigt.

Dieses Bild des „Haushalts“ zieht sich durch die Jahrhunderte, auch wenn, vor allem im 19. Jahrhundert, eine massive Schrumpfung erfolgte: Jetzt war es, zumindest in bürgerlichen Schichten, nur noch die Kernfamilie, die als Einheit zusammenlebte. Die Hierarchie aber, dass der Mann dabei das Sagen hat, blieb erhalten, und wurde durch die Geschlechterteilung bei der außerhäuslichen Arbeit weiter verstärkt. Auch in viele philosophische Theorien, zum Beispiel in der Gerechtigkeits-theorie von John Rawls, hat implizit dieses Bild Einzug gehalten. Was feministische Kritikerinnen oft anmerkten, was aber die sozialen Praktiken nur unzureichend verändert hat.

In den meisten ökonomischen Modellen und institutionellen Praktiken, wie in öffentlichen Statistiken, ist es dieser „Haushalt“, der die kleinste Einheit bleibt. Zum Beispiel wird bis heute an vielen Stellen das „Haushaltseinkommen“ erhoben, ohne zu fragen, wer darüber eigentlich verfügen darf; das deutsche Ehegattensplitting zementiert die Besteuerung dieses „Haushaltseinkommens“ auf eine Art, die das Modell „Vollzeit plus Teilzeit“ besonders attraktiv macht.

Die „Kernfamilie“ ist in weiten Kreisen bis heute weiterhin der Orientierungspunkt dessen, was als „normales“ Leben gilt, auch und gerade dann, wenn es um wirtschaftliche Fragen geht. In der Praxis heißt das dann oft: eine Person ist Hauptverdiener (seltener Hauptverdienerin), die andere Person

kümmert sich stärker um Kinder und Haushalt und arbeitet vielleicht noch in Teilzeit.

Natürlich würden heute viele Paare behaupten, dass sie sich von den traditionellen Hierarchien, die mit so einem Modell verbunden sind, gedanklich längst emanzipiert haben. Aber wie gleich kann die Macht wirklich verteilt sein, wenn das Einkommen so ungleich ist (und wir in kapitalistischen Gesellschaften leben, in denen Geld allzu oft mit Macht gleichgesetzt wird)? Wie frei und gleichberechtigt sind z. B. jene Frauen, die einem Umzug für den Job des Partners oder der Partnerin zustimmen, wie viel Frust über diese Situation schlucken sie stillschweigend hinunter? Wie viele Frauen bleiben bei PartnerInnen, von denen sie sich eigentlich gerne trennen würden, weil sie wirtschaftlich nicht auf eigenen Beinen stehen?

Spätestens, wenn man die Situation Alleinerziehender – typischerweise Mütter – betrachtet, wird klar, wie verheerend es ist, dass der Mythos vom „Haushalt“ als dem Ort der Kinderversorgung und des trauten Heims weiterhin so dominant ist. Denn die Unterstützungsmechanismen für diese Gruppe sind viel zu schwach; sie gehören u. a. zu den Gruppen, die oft trotz Arbeit auf soziale Unterstützung, in Form von Aufstockung, angewiesen sind. Typischerweise hat das damit zu tun, dass die Kinderbetreuungsmöglichkeiten so unzureichend sind, dass sie nur in Teilzeit arbeiten können, was wiederum die Chancen auf anspruchsvolle Jobs, oder gar Führungspositionen, vermindert. Diese Frauen machen „Frauenjobs“, die vielleicht wirtschaftlich funktionieren würden, wenn sie eineN gutverdienendeN PartnerIn an ihrer Seite hätten, aber nicht, wenn es – oft aus allzu nachvollziehbaren Gründen – dieseN PartnerIn nicht gibt.

Dabei ist es nicht so, dass man das Rad neu erfinden müsste, um Lösungen zu finden; oft reicht es, sich an den Ländern zu orientieren, bei denen diese Dinge etwas besser laufen, z. B. in Skandinavien. Hochwertige, zuverlässige, solide finanzierte öffentliche Kinderbetreuung ist keine Frage der Unmöglichkeit – sondern der Zahlungsbereitschaft durch die Gesellschaft als ganze! Und von staatlicher Seite könnte auch noch viel mehr passieren, um die gegenseitige Unterstützung bei der Kinderbetreuung leichter zu machen, z. B. durch die Anerkennung von gemeinschaftlichen Strukturen jenseits der „Normalfamilie.“

Denkfehler Nr. 2:

Arbeit als „Erwerbsarbeit“

Der zweite Denkfehler ist eng mit der Unterscheidung zwischen der privaten Sphäre des Haushalts und der öffentlichen Sphäre verbunden. Im antiken Stadtstaat war dies die Sphäre der Politik, in der gemeinsam über die Belange der Republik entschieden wurde. Heute ist daneben die Sphäre der „Erwerbsarbeit“ getreten, die zwar manchmal weiterhin als „Privatwirtschaft“ beschrieben wird, die aber doch ein öffentlicher, und von öffentlichen Regeln und Normen strukturierter Raum ist. Wer in diesem öffentlichen Raum Arbeit gegen Geld erledigt, nimmt damit am wirtschaftlichen Leben der Gesellschaft teil. Wer dagegen im privaten Raum arbeitet, dessen (oder eben: deren) Arbeit ist nicht öffentlich sichtbar, unbezahlt und geht zum Beispiel ins Bruttoinlandsprodukt nicht ein. Ein und dieselbe Tätigkeit kann, je nachdem ob sie gegen Bezahlung oder ohne Lohn im privaten Bereich verübt wird, also völlig unterschiedlich bewertet werden.

Nun kann man sich trefflich darüber streiten, ob alles, was im familiären Raum passiert, als „Arbeit“ verstanden werden sollte. Und sicherlich hat gerade die Kindererziehung eine persönliche Komponente, die Eltern nicht, oder nicht vollständig, an andere Personen auslagern wollen. Aber es gibt eben auch die Aspekte der Haushaltsführung, vom Staubsaugen übers Fensterputzen bis zum Wäschewaschen, die ganz klar Arbeit sind – und auch das Vorlesen von Gute-Nacht-Geschichten muss zumindest in dem Sinne in die Gleichung eingehen, dass man in dieser Zeit keine andere Arbeit erledigen kann. Wenn die zwei erwachsenen Mitglieder eines normtypischen familiären Haushalts außerhalb des Haushalts arbeiten, also in „Erwerbsarbeit“ stehen, bleibt die Frage offen, wer all die anderen Arbeiten, die im Haushalt und bei der Betreuung von Kindern, Kranken und Alten nötig sind, erledigt.

Der Soziologe Oliver Nachtwey hat jüngst wieder darauf hingewiesen, dass Doppelverdienerfamilien dies in Deutschland nur deswegen bewältigen, weil sie – oft mit schlechtem Gewissen – einen Großteil dieser Aufgaben an andere auslagern. Heutzutage nimmt das selten die Form fester Hausangestellter an, dafür umso öfter die des Verlassens auf Lieferdienste oder app-basierte Putzdienste. Damit wer-

**WIE FREI SIND FRAUEN,
DIE BLEIBEN, WEIL SIE
ÖKONOMISCH NICHT
EXISTIEREN KÖNNEN?**

den viele Aktivitäten ironischerweise wieder in den Bereich der „Erwerbsarbeit“ verschoben, aber oft zu fatal schlechten Arbeitsbedingungen. Oft sind es Menschen mit Migrationshintergrund oder anderweitig sozial benachteiligte Gruppen, die dann diese Arbeiten erledigen.

Denkfehler Nr. 3:

„Aber sie wollen es doch“?!

Spricht man diese Fragen an, stößt man oft auf Zustimmung – manchmal aber auch auf Unbehagen. Eine erste Art des Unbehagens ist leicht zu erklären: sie entsteht, weil Menschen ihre Unfähigkeit, mit dieser Situation gut klarzukommen, peinlich ist. Sie verstehen sie als persönliches Versagen, weil sie von der Vorstellung angetrieben sind, es alles doch irgendwie schaffen zu müssen, am besten auf eine Art und Weise, die Hochglanzbilder für den Instagram-Feed von der glücklichen Familie abliefern. Dabei sind es tiefgehende strukturelle Probleme, um die es hier geht, und nur in zweiter Linie, mit großem Abstand, Fragen der persönlichen Lebensorganisation.

Eine zweite Art des Unbehagens ist tiefsitzender, und äußert sich oft in Form eines Einwands, der es verdient, ernstgenommen zu werden. Hier geht es um die Frage, wer eigentlich das Recht hat, Kritik an den sozialen Umständen zu äußern, wenn zumindest ein Teil derjenigen, die in diesen Umständen gefangen sind, sich darin gut wiederzufinden scheint. „Ich will das wirklich so“, beteuern zahlreiche Frauen, die ihre berufliche Tätigkeit zugunsten der Familie zurückschrauben. Und wer wäre man, als Außenstehende zu bestreiten, dass das ehrlich gemeint ist? Trotzdem muss es erlaubt sein, nachzufragen: Will die Person es in einem umfassenden Sinne so, oder will sie es unter den gegebenen Umständen so, weil es die beste aus einer Reihe von relativ schlechten Optionen ist? Würden nicht auch viele dieser Personen gerne die Chance haben, trotz Teilzeit bei der nächsten Beförderung berücksichtigt zu werden? Oder etwas mehr Geld zu haben, um ein paar Stunden Haushaltshilfe doch auslagern zu können, idealerweise mit fairem Lohn und guten Bedingungen?

Feministische TheoretikerInnen haben sich lange gefragt, warum manche Frauen zu den Strukturen, die sie unterdrücken, beizutragen und sie hochzuhalten scheinen. Eine naheliegende Erklärung ist, dass Menschen oft „adaptive Präferenzen“

haben: sie passen ihre Präferenzen an die Situation an, in der sie leben, um nicht ständig an die unerfüllten Wünsche darüber, wie ihr Leben vielleicht sonst noch hätte aussehen können, erinnert zu werden; alles andere wäre schließlich ein Rezept zum Noch-unglücklicher-sein. Aber das heißt nicht, dass die gleiche Person nicht in der Lage wäre, sich auch bessere Szenarien vorzustellen – in denen zum Beispiel die Familienarbeit leichter auf zwei (oder noch mehr) Menschen aufteilbar wäre, in denen Kinderbetreuung zuverlässiger wäre; und in denen es normal wäre, dass man in unterschiedlichen Lebensphasen unterschiedlich viel Zeit mit Erwerbsarbeit verbringt, ohne dadurch für den Rest des Lebens aufs Nebengleis rangiert zu werden.

Die sozialen Muster und Erwartungen, die an uns gerichtet werden, beeinflussen uns bekanntermaßen oft so stark, dass wir uns gar nicht klar machen, welche Rollen für Frauen und Männer, welche Verteilung von Erwerbs- und anderer Arbeit, und welche Hoffnungen auf wirtschaftliche Unabhängigkeit (oder deren Abwesenheit) wir mit uns herumtragen.

Es gibt empirische Studien, die zeigen, dass Männer und Frauen bei ansonsten identischen Szenarien im Schnitt drei Prozent Lohnunterschied für Männer und Frauen für gerecht halten – mit dem höheren Lohn für die Männer, versteht sich. Es ist nicht einfach, sich von Rollenmustern und verinnerlichten Erwartungen an sich selbst und an andere freizumachen – es kostet Energie, und die beste Chance darauf, dass es klappt, ist vermutlich die Suche nach Gleichgesinnten.

Uns von Denkschemata und Annahmen zu befreien, das ist seit je eher eines der zentralen Anliegen feministischer Philosophie, und der Philosophie überhaupt. „Ein Bild hielt uns gefangen,“ heißt es in einem berühmten Satz von Ludwig Wittgenstein, und weiter: „Und heraus konnten wir nicht, denn es lag in unsrer Sprache, und sie schien es uns nur unerbittlich zu wiederholen.“ Manchmal aber liegen die Bilder nicht nur in unserer Sprache, sondern auch in unseren Institutionen und sozialen Praktiken, abgelagert durch Jahrzehnte der Gewohnheitsbildung und der Verfestigung von Machtstrukturen.

Aus feministischer Perspektive müssen wir nicht nur die Bilder in Bezug auf Frauen hinterfragen, die uns gefangen halten, sondern auch diejenigen ökonomischen Bilder und Annahmen, die zu dieser Gefangenschaft beitragen. ♀ **LISA HERZOG**

**KEIN PERSÖNLICHES
VERSAGEN, SONDERN
EIN GESELLSCHAFT-
LICHES PROBLEM.**

EMMA KENNT KEINE TABUS. JETZT ABONNIEREN!

6 EMMAs im Abo frei Haus.
Für nur 54 € (statt 59,40).
Plus 1 Buchgeschenk!

**GESCHENK
ZUM BANKEINZUG**
Eine Top-EMMA
aus den letzten
Jahren.

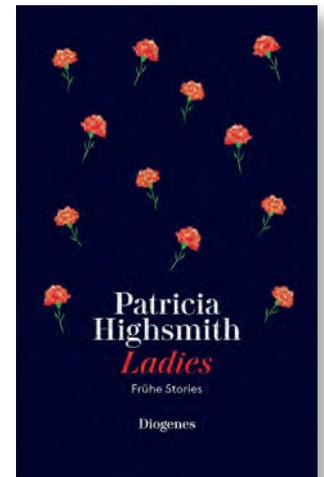
 **emma.de/abo**
T 0711/7252-285

**GESCHENK
ZUM ABO**
Die erste Hälfte der Auto-
biografie. Vom ersten Tag Alice
bis zum ersten Tag EMMA.
Mit 107 Fotos, meist privat



oder

**GESCHENK
ZUM ABO**
Die frühen, hoch-feminis-
tischen Kurzgeschichten der
Thriller-Autorin.



JA, ICH WILL DAS EMMA-ABO ZUM PREIS VON 54 € IM JAHR. PLUS GESCHENKE!

- Ich abonniere für mich. (E0222)
- Ich vermittele ein Abo. (V0222)
- Ich verschenke ein Abo. (G0222)

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

EMMA erscheint in der EMMA Frauenverlags GmbH,
Geschäftsführerin Alice Schwarzer, Bayenturm, 50678 Köln,
HRB 7742 Köln. Preis 54 € (75 Sfr) im Jahr, Versand gratis in Deutsch-
land, Schweiz und Österreich. Weiteres Ausland zzgl. Versandkosten.
Nach dem ersten Jahr kann ich jederzeit kündigen.

Ich möchte folgendes Geschenk (ankreuzen):

- „Lebenslauf“, TB (6012_6097)
- „Ladies“, HC (6102_6103)

Das Geschenk geht an:

- mich
- die Vermittelte

Gezahlt wird:

- per Rechnung
- per Einzugsermächtigung.

Dafür bekomme ich ein 2. Geschenk

IBAN

BIC

Datum, Unterschrift

Widerrufgarantie Sie können Ihren Vertrag innerhalb von 14 Tagen
ohne Angabe von Gründen in Schriftform widerrufen. Das Widerrufs-
formular finden Sie unter www.emma.de/widerruf. Zur Wahrung der
Frist genügt die Absendung an: EMMA Abo-Service, Postfach 810640,
70523 Stuttgart, E-Mail emma@zenit-presse.de, Fax 0711/725 23 33.

Die vermittelte EMMA geht an:

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

**Coupon an: EMMA Abo-Service,
Postfach 81 06 40, 70523 Stuttgart**

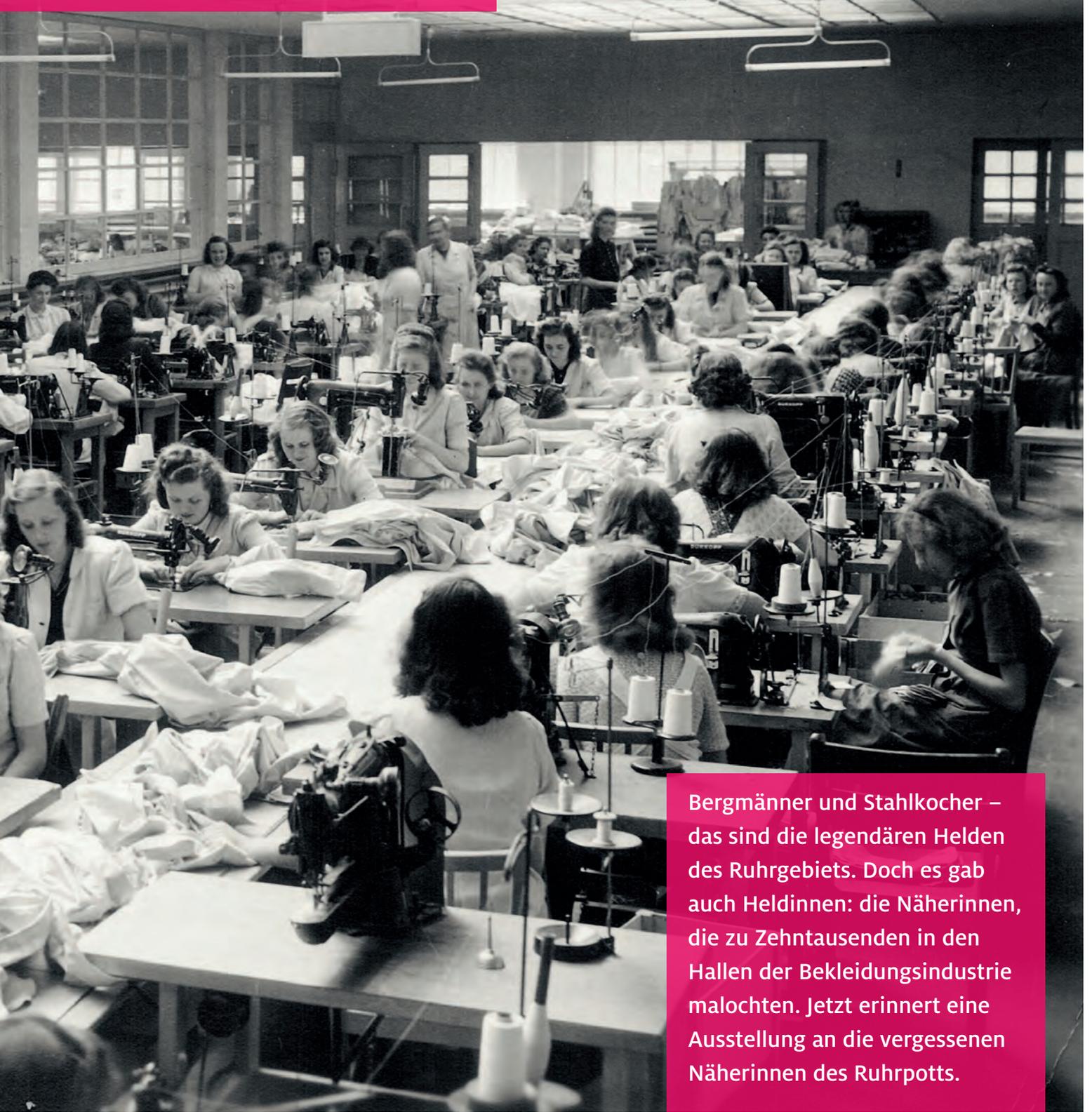
SEPA-Lastschriftmandat Ich ermächtige den ZENIT-Vertrieb, wieder-
kehrende Zahlungen mittels Lastschrift von meinem Konto einzuziehen.
Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Vertrieb auf mein
Konto eingezogene Lastschrift einzulösen.

Hinweis Ich kann innerhalb von 8 Wochen, beginnend mit dem
Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen.

DIE VERGESS HELDINNEN



ENEN



Bergmänner und Stahlkocher – das sind die legendären Helden des Ruhrgebiets. Doch es gab auch Heldinnen: die Näherinnen, die zu Zehntausenden in den Hallen der Bekleidungsindustrie malochten. Jetzt erinnert eine Ausstellung an die vergessenen Näherinnen des Ruhrpotts.



Christel Schlüter in den 1960er Jahren an ihrer geliebten Nähmaschine in der Turf Herrenwäschefabrik in Recklinghausen, in der sie 39 Jahre gearbeitet hat.

Christel Schlüter erinnert sich noch genau, was sie damals zum Vorstellungsgespräch mitgebracht hat: „Ein Kopfkissen mit Hohlraum und eine Schürze. Natürlich alles von Hand genäht!“ 67 Jahre ist es jetzt her, dass die damals 16-Jährige im Jahr 1955 bei der Turf Herrenwäschefabrik in Recklinghausen vorstellig wurde, um sich für eine anderthalbjährige Ausbildung als Näherin zu bewerben. „Weil ich so gerne handarbeite und am liebsten an der Nähmaschine nähe, und weil ich nicht so lange lernen brauche und mehr Geld verdiene als in einer dreijährigen Lehrzeit.“

So steht es in sauberer Handschrift mit blauer Tinte in dem Berichtsheft, das die Lehnmädchen führen mussten. Dann geht es weiter mit den Wochenberichten: „Montag: Rockform gesteckt. Dienstag: Kragen vorgenäht, abgesteppt und angenäht. Mittwoch: Stäbchentaschen angenäht.“ Ein winziges Miniaturhemd klebt auf einer Seite, auf einer anderen hat das Lehnmädchen Christel akkurat den Querschnitt einer Baumwollkapsel gezeichnet.

Christel Schlüter hat ihre Berichtshefte von damals alle aufbewahrt. Jetzt liegen sie auf dem runden Tisch in ihrem Esszimmer und die gelernte Näherin blättert sie mit der des Nähens gänzlich unkundigen Reporterin durch. „Ist das ein Hemdsärmel?“ – „Ja, mit Schlitzbesatz!“, erklärt Frau Schlüter strahlend, weil sie immer strahlt, wenn es ums Nähen geht, und zeigt auf ein kleines, eingeklebtes Stoffstück. Ihr Prüfungszeugnis kann sie leider nicht zeigen. Es wurde

bei einem Einbruch gestohlen, weil die Einbrecher das in Stoff eingebundene Büchlein wohl für ein Sparbuch hielten. Es war glücklicherweise keins, aber für die passionierte Näherin ist auch das geklaute Zeugnis ein herber Verlust. „Ich hatte die Prüfung mit sehr gut bestanden. Ich war so stolz!“

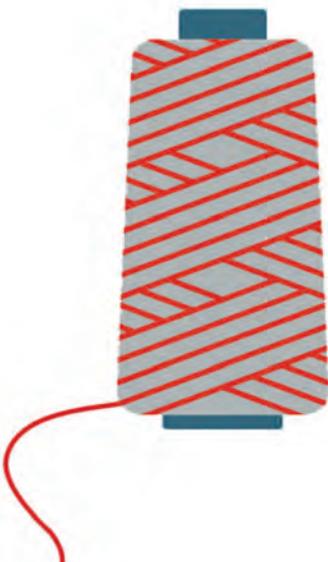
Stolz ist das Stichwort. Wenn die Industrie-Geschichte des Ruhrgebiets erzählt wird, dann geht es fast immer um stolze Männer. Bergmänner und Stahlarbeiter sind die muskulösen Helden der Region zwischen Duisburg und Dortmund, und so heroisch sie den Ruhrpott nach oben malocht haben, so heldenhaft gingen sie auch unter, als das Zechensterben losging und die

Stahlwerke dichtmachten. Der so entschlossene wie verzweifelte Kampf der Männer um ihre Arbeitsplätze ist fester Bestandteil der Geschichte des Ruhrgebiets, zu der das Bild vom weinenden Bergmann, der zum letzten Mal in seine Zeche einfährt, so fest dazugehört wie der Bergmannsgruß „Glück auf!“.

Auch die „Route der Industriekultur“, die auf 400 Kilometern an 52 Orte des Ruhrgebiets führt, huldigt nur der Männer-Industrie. Die 25 „Themenrouten“ tragen Namen wie „Dreiklang – Kohle, Stahl, Bier“ oder „Chemie, Glas, Energie“.

Und die Frauen? Fehlanzeige. Dabei war der Ruhrpott nach dem Zweiten Weltkrieg keineswegs nur Zentrum der Montanindustrie. „Das Ruhrgebiet zählte seit 1945 zu den regionalen Standorten der bundesdeutschen Bekleidungsindustrie, doch ist dies in der Region selbst kaum bekannt.“ So lautet die nüchterne Feststellung der Historikerinnen Birgit Beese und Brigitte Schneider, die mit ihrem Buch „Arbeit an der Mode“ eine der wenigen Forschungsarbeiten zum Thema vorgelegt haben. 340.000 Frauen arbeiteten in Deutschland in den 1950er und 1960er Jahren nicht in Zechen oder an Hochöfen, sondern an den Nähmaschinen – jede Dritte davon im Ruhrgebiet.

„Diese Frauen sind aus dem kollektiven Gedächtnis völlig verschwunden. Dabei hat hier in Recklinghausen jeder eine Tante oder eine Mutter, die als Näherin gearbeitet hat“, klagt Gabriele Thiesbrummel. Seit ihrer Pensionierung arbeitet die ehemalige Leiterin der „Regionalstelle Frau & Beruf“ mit im „Arbeitskreis Recklinghäuser Frauengeschichte“.



Gabriele und ihre drei Mitstreiterinnen wollen dem kollektiven Gedächtnis auf die Sprünge helfen. „Von Schnittmustern, Nähmaschinen und Plätteisen – Frauen in der Bekleidungsindustrie in Recklinghausen“, so heißt die Ausstellung, mit der der Arbeitskreis noch bis zum 29. April im Institut für Stadtgeschichte an die vergessenen Frauen erinnert. Doch die Exponate für die Ausstellung zu finden, war eine regelrechte Detektivinnenarbeit.

Gegründet hatte sich der „Arbeitskreis Recklinghäuser Frauengeschichte“ im Jahr 2010, Initiatorin war Dr. Karin Derichs-Kunstmann, Sozialwissenschaftlerin und ehemalige Direktorin des Recklinghäuser „Forschungsinstituts Arbeit, Bildung, Partizipation“. Damals war das Ruhrgebiet Kulturhauptstadt, und die feierte wie gewohnt hauptsächlich Männer. Karin Derichs-Kunstmann und ihre Mitstreiterinnen wollten das ändern: Gabriele Thiesbrummel, Hildegard Stein, Sprecherin der kfd Recklinghausen, und Liesel Kohte, bis zu ihrer Pensionierung Leiterin der Erwachsenenbildung der evangelischen Kirche in Recklinghausen. Die vier taten sich zusammen und schleusten die Ruhrgebietlerinnen in die männerlastige Erinnerungskultur ein, zum Beispiel mit Frauen-Stadtrundgängen.

2017 feierte Recklinghausen dann sein 1000-jähriges Bestehen. Der Arbeitskreis Frauengeschichte stellte dazu die Ausstellung „Frauenleben in Recklinghausen vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert“ auf die Beine. Ein Beitrag im Katalog befasste sich mit den Arbeiterinnen in der Bekleidungsindustrie. „Das war unser erster Aufschlag zum Thema.“

Sie berichteten, dass die Zentren der Bekleidungsindustrie bis zum Zweiten Weltkrieg in Städten wie Berlin, Breslau und Stettin gelegen hatten. Dort hatte man Stoffe produziert, die Herstellung von Kleidung jedoch lag, je nach Portemonnaie, in den Händen von SchneiderInnen oder den Frauen in den Familien, von denen viele selbst nähten. Doch die industrialisierte Herstellung von Bekleidung begann erst nach dem Krieg. Viele der vertriebenen Inhaber von Textilfirmen landeten im Ruhrgebiet. Dort versprachen sie sich erstens einen großen Absatzmarkt, zweitens „gab es ein großes Arbeitskräftereservoir“. In der Montanindustrie fanden Frauen keine Arbeit, „als



Christel Schlüter (re) 1968 beim Betriebsfest mit ihren 500 Kolleginnen. „Die Stimmung war immer toll, wir haben bei der Arbeit gesungen.“

Kriegerwitwen, Ehefrauen von vermissten Soldaten oder von Kriegsgefangenen waren sie aber dringend auf einen Verdienst angewiesen, um ihre Familien durch diese schweren Zeiten zu bringen. Die Städte erkannten die Chance, die in der Ansiedlung der neuen Industriezweige lag und unterstützten die Firmeninhaber durch Zuweisung von Grundstücken oder die Überlassung von ungenutzten Gebäuden und den Zugang zu Krediten und Förderprogrammen“.

1949 gab es in Recklinghausen schon 15 Textilbetriebe mit 1.270 Beschäftigten. 86 Prozent dieser Beschäftigten waren Frauen. Über diese Frauen aber wussten die Hobby-Historikerinnen im Arbeitskreis noch nichts. Sie fragten überall nach: bei der IHK, im Landesarchiv, beim Bildungsministerium, von dem sie sich die alten Lehrpläne der Berufsschulen versprachen. „Aber die haben uns alle die gleiche Antwort gegeben: Wir haben nix.“

Was tun? Nun holten sie eine Redakteurin der *Recklinghäuser Zeitung* ins Boot. Die schrieb eine erste kleine Meldung: „Näherinnen gesucht!“ Darunter die Telefonnummern vom Arbeitskreis Frauengeschichte. Reaktion: Acht Anrufe.

Die Frauen des Arbeitskreises erhielten von der Tochter einer verstorbenen Näherin ein erstes Berichtsheft von ihrer Ausbildung. Und sie lernten Helga Töpfer kennen, die auf dem Betriebsgelände einer der Fabriken aufgewachsen war und dort auch gelernt hatte. Damit waren die ersten Erkenntnisse da – die Recherchen konnten



Dieses Modell-Hemd aus dem Jahr 1952 besteht aus 46 Teilen.



Die Ausstellungsmacherinnen vom „Arbeitskreis Recklinghäuser Frauengeschichte“: Hildegard Stein, Karin Derichs-Kunstmann, Liesel Kohte und Gabriele Thiesbrummel.

weitergehen. Die *Recklinghäuser Zeitung* berichtete weiter, die nächsten Frauen meldeten sich.

Eine dieser Frauen war Christel Schlüter. Deren Vermieterin hatte die Notiz entdeckt und war damit sofort zu ihr gelaufen. „Da kam meine Vermieterin und sagte: ‚Frau Schlüter, da iss wat von Turf inne Zeitung!‘ Da hab ich natürlich sofort zum Telefon gegriffen und gesagt: Ich hab noch drei Berichtshefte!“ Begeisterung am anderen Ende der Leitung.

Langsam, aber sicher kamen immer mehr Informationen und Fundstücke zusammen: Lehrverträge, Diplome für Zuschneidekurse, Prüfungszeugnisse. Die einstigen Näherinnen wühlten in Schränken und Kisten. „Die Frau Müller hatte noch Hemden, die sie damals genäht hatte.“

Ein ganz besonderes Hemd stellte die Tochter des Textilfabrikanten Povel zur Verfügung. Es besteht aus 46 Teilen und jedes dieser Teile besteht aus einem anderen Stoff. Der eine Ärmel gestreift, der andere kariert. Die Schulterteile gemustert, die Manschetten geblümt. Das Hemd stammt aus dem Jahr 1952. „Das Hemd ist ein ganz zentrales Ausstellungsstück. Man kann daran sehen, wie kompliziert so ein Herrenoberhemd zusammengesetzt ist“, sagt Karin Derichs-Kunstmann. „Denn es geht uns ja auch darum zu zeigen, dass die Näherinnen was konnten und dass ihre Arbeit Respekt verdient.“

„46 Arbeitsschritte bis zum Herrenhemd“ überschrieb die *Recklinghäuser Zeitung* im

Juli 2020 dann auch einen ganzseitigen Artikel, diesmal mit einem Foto von Näherinnen der Firma Laarmann in einem großen Nähsaal und verkündete: „Die Suche geht weiter. Der Arbeitskreis Recklinghäuser Frauengeschichte ist den vergessenen Näherinnen auf der Spur.“ Jetzt kam die Sache so richtig ins Rollen. „Nach diesem Artikel stand unser Telefon nicht mehr still!“ Über 50 ehemalige Näherinnen meldeten sich, die ältesten über 90 Jahre alt. Nun stand es fest: Eine Ausstellung muss her! Das Quartett vom Arbeitskreis Frauengeschichte schwärmte aus, sammelte weitere Fundstücke und hörte sich die Geschichten an, die die Näherinnen zu erzählen hatten. Oft

wurden die Spurensucherinnen mit selbstgebackenem Kuchen empfangen. „Die Frauen haben sich so gefreut, dass sie endlich jemand gefragt hat“, erzählt Karin Derichs-Kunstmann. „Die sagten: ‚Die Kinder wollen’s doch nicht wissen. Jetzt können wir es endlich mal erzählen!‘“

Und so gehören auch 15 Porträts ehemaliger Näherinnen zur Ausstellung, die Nachkriegs-, Ruhrgebiets- und Frauengeschichte zugleich sind. „Ich blieb auch nach der Heirat als Näherin bei der Firma Turf und verdiente als Arbeiterin mehr als mein Mann als Angestellter bei der Wohnungsbaugesellschaft“, erinnert sich zum Beispiel Ursula Westhues, 91. „Es war eine harte Arbeit, ich war abends immer ziemlich geschafft“, erzählt die 92-jährige Margarete Kijak. „Aber heute habe ich davon meine eigene Rente.“

Nicht alle Geschichten sind so dramatisch wie die von Christel Schlüter. Die im Kriegsjahr 1939 in Recklinghausen geborene Tochter eines Maurers und einer Hausfrau war am Kriegsende mit ihrer Mutter und ihren beiden Geschwistern nach Danzig evakuiert. Mit Mutter und dem großen Bruder floh sie über die Ostsee nach Dänemark. Die Schwester, die die Flucht über Land versuchte, fiel der sowjetischen Armee in die Hände, 1945 starb sie in Gefangenschaft an Typhus. Die Familie schaffte es zurück nach Recklinghausen, wo der Bruder eine Lehre auf der Zeche Blumenthal begann. 1950 stürzte er in einen 800 Meter tiefen Schacht. Christel, die jüngste, blieb übrig.

Eigentlich sollte die 15-Jährige gar keine Ausbildung machen. „Meine Eltern haben gesagt: Dat iss

Dieses Prüfungszeugnis als Herrenwäschenäherin aus 1949 ist eins der Exponate.



die Letzte, die kriegen wir auch so durch!“ Aber die Tochter protestierte: „Ich wollte doch Geld verdienen!“

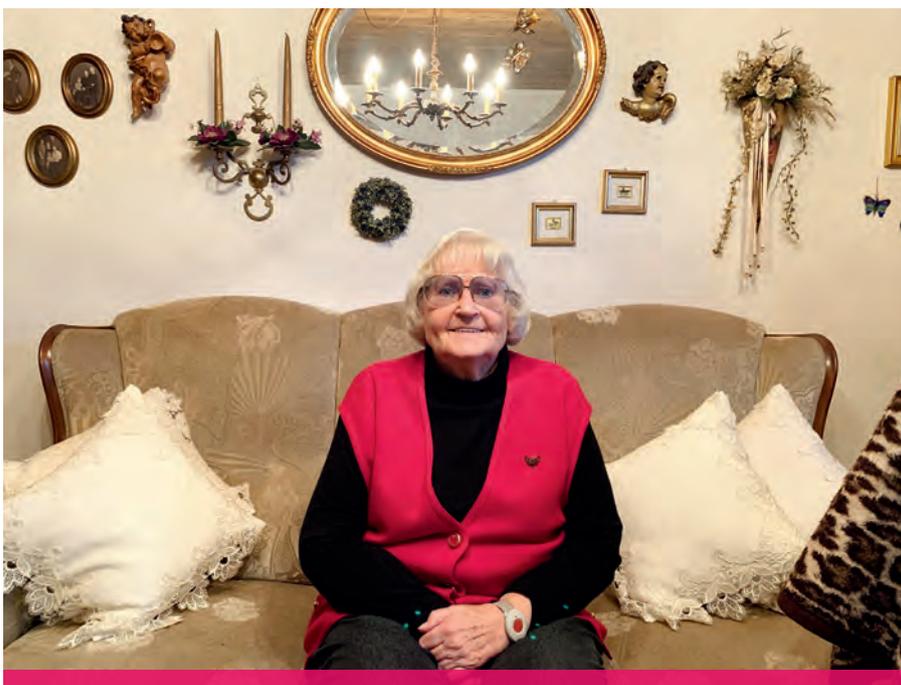
Christel bekam die Lehrstelle dank ihrer mitgebrachten Handarbeiten und legte nach Abschluss der Lehre einen rasanten Aufstieg hin. Schon bald wurde sie Vorarbeiterin, dann Bandleiterin und Ausbilderin. Was sie besonders gut konnte? – „Alles!“ sagt Frau Schlüter. Und was hat ihr besonderen Spaß gemacht? „Alles!“ sagt Frau Schlüter und strahlt.

500 Frauen waren sie, die Stimmung war „toll, wir haben bei der Arbeit gesungen – bis der Akkord kam.“ Es kam nicht nur der Akkord, sondern ab Anfang der 1970er auch die Auslagerung der Produktion ins Ausland. Der Niedergang der industrialisierten Kleiderherstellung begann, nicht nur in Recklinghausen. Zuerst wurden Stoffe importiert, dann die gesamte Herstellung nach und nach in Billiglohnländer in Asien verlagert. Doch anders als das Zechensterben sorgte das Siechtum der Bekleidungsindustrie nicht für Schlagzeilen.

„Die Betriebe sind nicht mit 500 Frauen gleichzeitig pleite gegangen. Das war ein schleichender Abbau“, erklärt Gabriele Thiesbrummel. „Und am Ende haben Wirtschaftsförderung und Gewerkschaften gesagt: Um die paar Frauen müssen wir uns ja nicht kümmern.“ Hinzu kam, dass die Näherinnen nicht als Familienernährerinnen zählten. „Als eine Industrie, die zu über 80 Prozent Frauen beschäftigt, wirkte sich das alte Stereotyp von der Frau als Zuverdienerin aus. Der Beschäftigungsabbau von rund 341.000 Stellen blieb fast unbeachtet“, schreiben Birgit Beese und Brigitte Schneider in ihrem Buch „Arbeit an der Mode“.

Christel Schlüter hatte, wenn man so will, Glück. Ihr Betrieb hielt durch bis 1994. Zweimal erkrankte sie in dieser Zeit an Krebs, beide Male ging sie wieder arbeiten, obwohl sie noch krankgeschrieben war. „Ich bin ne Kämpferin!“

Dann wurden die Maschinen nach Rumänien gebracht. Auch Christel Schlüter sollte nach Rumänien, aber das wollte sie sich mit ihren 55 Jahren nicht zumuten. Hinzu kam: Die Betriebsleitung hatte gewechselt, die familiäre Stimmung war dahin. Mitten in der Kur bekam sie nach fast vier Jahrzehnten die Kündigung, die sie erfolgreich anfocht. Aber es war vorbei mit ihr und Turf.



Christel Schlüter, 83, stolz auf ihre Geschichte und bekümmert über den Niedergang ihres Textilbetriebs: „Die schöne Firma musste so traurig enden.“

„Es hat mir so weh getan, dass ich so einen Abgang hatte“, sagt Christel Schlüter. Auch um den Betrieb tut es ihr leid. „Die schöne Firma musste so traurig enden.“

In dem alten Fabrikgebäude, in dem Christel Schlüter ihren Teil zum Wirtschaftswunder beigetragen hat, ist heute ein Sanitätshaus. Zugegeben, die schmucklosen Hallen taugen auch nicht so zum Industriedenkmal wie die Fördertürme der Zechen, die illuminierten Stahlwerke und die Gasometer. Oder das alte Umspannwerk aus dem Jahr 1928, das nur ein paar hundert Meter von Christel Schlüters Wohnung in Recklinghausen-Süd liegt. Der imposante Backsteinbau beherbergt heute das „Deutsche Elektrizitätsmuseum Strom und Leben“.

Die meisten Hallen, in denen früher Tausende Frauen geschnitten, genäht und gebügelt haben, sind heute abgerissen. Selbst in Gelsenkirchen erinnert kein einziger der rund hundert Standorte der „Route Industriekultur“ an die Textilarbeiterinnen. Dabei war Recklinghausens Nachbarstadt nicht nur die „Stadt der tausend Feuer“, sondern auch die Stadt der siebentausend Nähmaschinen und die Kapitale der deutschen Bekleidungsindustrie.

„Die Geschichte aller Zeiten, und die heutige ganz besonders, lehrt: dass diejenigen, welche selbst an ihre Rechte zu denken vergessen, auch vergessen wurden“, hat die berühmte Frauenrechtlerin Louise Otto-Peters (1819 – 1895) einmal gesagt. In diesem Sinne erinnern die Näherinnen des Ruhrgebiets, initiiert vom „Arbeitskreis Frauengeschichte“, nun eben an sich selbst. ♀

CHANTAL LOUIS

i INFORMATION

Von Schnittmustern, Nähmaschinen und Plätteisen – Frauen in der Bekleidungsindustrie in Recklinghausen: bis 29.4. im Institut für Stadtgeschichte, Infos und Katalog: frauengeschichte-re.de

o WEITERLESEN

Birgit Beese/Brigitte Schneider: Arbeit an der Mode (vergriffen, antiquarisch oder FrauenMediaTurm)

♀ EMMA.DE

Auf Spurensuche im Ruhrpott (3/10)

GEBÄRMUTTERHALSKREBS

WAS IST EIN FRAUENLEBEN WERT?



Dr. Doris Scharrel ist die Landesvorsitzende des Berufsverbandes der Frauenärzte Schleswig-Holstein

Gebärmutterhalskrebs entwickelt sich meist unbemerkt und wird oft nur zufällig bei einer Untersuchung zur Krebsfrüherkennung erkannt. Jährlich erkranken bis zu 5.000 Frauen an dieser – unbehandelt – tödlichen Krankheit. Die Einführung des PAP-Tests (Papanicolaou-Test, eine mikroskopische Untersuchung in einem Zellabstrich vom Gebärmutterhals) hat wesentlich dazu beigetragen, die Heilungschancen zu verbessern. Neuerdings gibt es in der Krebsfrüherkennung aber ein Zwei-Klassen-System. Warum Frauen um einen jährlichen PAP-Test kämpfen sollten, erklärt Dr. Doris Scharrel, die Landesvorsitzende des Berufsverbandes der Frauenärzte Schleswig-Holstein.

Frau Dr. Scharrel, was ist neu in der Gebärmutterhalskrebs-Früherkennung?

Für Frauen zwischen 20 und 34 ändert sich nichts. Die Kassen zahlen weiterhin jährlich den PAP-Test. Für Frauen ab 35 Jahren wird aber nur noch alle drei Jahre ein neuer Kombi-Test bezahlt. Wer trotzdem einen jährlichen PAP-Test will, zahlt 60 Euro selbst. Und dabei sind gerade diese Frauen in der größeren Risikogruppe für Gebärmutterhalskrebs.

Was ist das Problem?

Der längere Kontroll-Zeitraum ist fatal. Das vermittelt Frauen, dass Krebsfrüherkennung nicht so wichtig sei. Und: Wie oft wird bei so langen Zeitabständen ein Termin vergessen oder findet ein Arztwechsel statt? Besonders jetzt in Corona-Zeiten. Außerdem geht es hier um das Recht auf Krebsfrüherkennung. Jede Frau hat jedes Jahr Anspruch darauf, aber die Leistungen sind eingeschränkt worden.

Und was halten Sie vom neuen Kombi-Test?

Beim Kombi-Test wird die DNA auf Spuren von Humanen Papillomviren untersucht, das ist sehr gründlich. Werden bestimmte HPV-Virentypen nachgewiesen, ist erhöhte Wachsamkeit geboten.

Aber das reicht nicht?

Nein, die engmaschige Kontrolle ist viel sinnvoller. Außerdem gibt es Schlupflöcher für die Krankenkassen. Es fängt schon bei den Frauen an, die keine Gebärmutter mehr haben. Die Krankenkassen zahlen den Abstrich und die Zelluntersuchung dann nicht mehr – kein Gebärmutterhals, kein Screening auf Gebärmutterhalskrebs. Diese Frauen können aber sehr wohl an Krebs erkranken, zum Beispiel am Scheidengrund.

Und wie läuft es in der Praxis?

Wenn eine Frau zu mir in die Praxis kommt, dann finde ich es nicht in Ordnung zu sagen: Kommen Sie in drei Jahren wieder oder zahlen Sie die Tests, die jetzt notwendig sind, doch selbst.

Welche Probleme gibt es noch?

Ein großes Problem ist auch die Abklärungskoloskopie (Anmerk.d.Red.: eine mikroskopische Untersuchung des Muttermundes) nach einem auffälligen Abstrich-Befund. Diese Untersuchung dürfen jetzt nur noch SpezialistInnen mit einer persönlichen Qualifikation und speziellen Geräten machen. Es ist zurzeit nicht bekannt, wie viele GynäkologInnen in Deutschland überhaupt diese Befähigung haben. Aber wir können schon sagen, wie viele Abklärungskoloskopien pro Jahr auflaufen werden: 220.000.

Was muss also passieren?

Natürlich versuchen wir vom Berufsverband der Frauenärzte politisch einzuwirken. Es sind aber vor allem die Frauen selbst, die sich wehren müssen. Zur Krebsfrüherkennung gehören die Tast-Untersuchung, die Beratung, die Abstriche, etc. Außerdem haben Frauen, die mit Pille etc. verhüten, das Recht auf einen zytologischen Abstrich einmal im Jahr. Das gleiche gilt für Frauen mit Kinderwunsch. Hier sind die Abstriche zwar im Leistungskatalog, Frauen müssen es aber einfordern. Wir Frauenärzte sind empört über diese Ungleichbehandlung! ♀

i INFORMATION

Auf Change.org hat die Biologin Scherien Ingeborg Müller eine Petition gegen die neue Verfahrensweise gegründet. Titel: „Jährlich bezahlter PAP-Abstrich muss bleiben!“ Fast 200.000 Frauen haben bereits unterschrieben.

JETZT BESTELLEN!

6 EMMAs 2021

696 SEITEN FÜR 24 €.



EMMA 2021
6 Hefte nur
24 EURO
(statt 54€)



6 EMMAs, das ganze Jahr 2021.
Für 24 € (statt 54).
Versand kostenlos.
696 Seiten Fakten, Ideen, Meinungen.

- ➔ Coupon an: EMMA, Bayenturm, 50678 Köln Fax: 0221/606060-29
- ➔ E-Mail: shop@emma.de oder unter www.emma.de/shop

Ja, ich bestelle den EMMA-Jahrgang 2021 für 24 € gesamt (6 Hefte). Versand gratis (ins EU-Ausland 5 €, Schweiz 10 €).

Ich habe den Betrag am auf das EMMA-Konto Postbank Köln,
IBAN: DE56 3701 0050 0500 0505 04, BIC: PBNKDEFFXXX überwiesen.

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ/Ort

E-Mail

Datum, Unterschrift



AFGHANINNEN

WIR SIND NOCH

Während ich als Jurorin bei ‚The Voice of Afghanistan‘ tätig war, präsentierte ein anderer Fernsehsender namens Noorin TV in den ersten zwölf Tagen des Fastenmonats jeden Abend einen anderen Mullah als Gast – und jeden Abend sprachen sie eine Stunde lang ausschließlich über mich und darüber, welcher negativen Einfluss ich auf die Gesellschaft und die Frauen in Afghanistan hätte. In der dreizehnten Nacht kamen alle zwölf Mullahs zusammen und erließen eine gemeinsame Fatwa: Jeder, der Aryana Sayeeds Kopf abschlägt und ihn zu ihnen bringt, kommt in den Himmel.“

Das war acht Jahre vor dem Schicksalsdatum, dem 15. August 2021. Die Sängerin Aryana, ein

Superstar in Afghanistan im westlich-orientalischen Outfit, mit zahlreichen Fernsehshows, war schon damals ein Dorn im Auge der konservativen Kleriker. Trotz der drohenden Todesgefahr trat sie weiter auf, live, tanzend, mit offenen Haaren. Und immerhin war das noch möglich in dieser „freien Zeit“, zwischen 2001 und 2021.

Aber dann kam der 15. August 2021. „Sollte ich gefangengenommen werden“, sagt Aryana zu ihrem Ehemann, der ihr Manager ist, „schieß mir eine Kugel in den Kopf“. Denn natürlich ist eine wie sie an oberster Stelle auf der Todesliste der Taliban. Einen Tag nach der Machtübernahme, kurz vor Mitternacht und in letzter Sekunde, schafft Aryana es

Einer der von Razia Barakzai initiierten todesmutigen Frauenproteste in Kabul. Mariam Safi (unten) hatte einen Think Tank gegründet, sie ist im Exil. Aryana Sayeed, die berühmte Popsängerin (li), konnte im letzten Augenblick fliehen.



DA!

mit ihrem Mann auf das Flughafengelände. „Mein Herz schmerzt, wenn ich an die vielen schönen jungen Frauen denke, die mich zum Vorbild nahmen“, schreibt sie.

Wie fast jede der 13 Frauen, die Nahid Shahalimi für ihr Buch „Wir sind noch da“ um Texte gebeten bzw. interviewt hat, war auch Aryana Anfang der 1990er das erste Mal aus Afghanistan geflohen, damals als Kind zusammen mit ihren Eltern, der Exodus der fortschrittlich denkenden, wohlhabenden Familien nach London, Pakistan, Deutschland oder Kanada. Anfang der 2000er Jahre dann kehrten die Töchter, gut ausgebildet und voller Hoffnung in ihr vertrautes und fremdes Land zurück. Informa-

tikerinnen, Architektinnen, Politikwissenschaftlerinnen oder Betriebswirtinnen kamen, um mit anzupacken. Sie alle träumten davon, den Frauen und Mädchen eine Zukunft geben zu können in diesem Land, das unter der ersten Taliban-Herrschaft in eine Wüste verwandelt worden war: keine Schule für Mädchen, keine Ausbildung, keine Zukunft. Das wollten sie ändern.

Frauen wie Fereshteh Forough, Informatikerin, die 2015 „Code to Inspire“, eine Programmierschule für Mädchen gründete. Zunächst argwöhnisch beäugt, kamen nach und nach immer mehr Mädchen zu ihr, unterstützt von Vätern, Brüdern und Ehemännern, die festgestellt hatten, dass die Absolventinnen von „Code to Inspire“ Respekt und gut bezahlte Arbeit bekamen. „Es gefiel ihnen, dass die Mädchen Geld mit ihren Laptops verdienten – ohne zu verstehen, was die genau taten“, schreibt Fereshteh.

Oder Manizha Wafeq. In Pakistan in Englisch und Informatik ausgebildet und, wie viele der in diesem



Im Widerstand: Razia Barakzai,
Initiatorin der Frauenproteste.
Mariam Safi, Politikwissenschaftlerin.
Manizha Wafeq, Informatikerin.
Roya Sadat, Filmemacherin.



Band Versammelten von ihrem Vater unterstützt, kehrte auch sie zurück in ihr Geburtsland. 2013 war sie in zahlreiche Provinzen gereist, um Frauen mit neuen Geschäftsideen zu treffen: Nazifah, die frischen Apfelsaft presste und umweltfreundlich verpackte, oder Marghuba, die Bio-Seife herstellte und eine Online-Plattform gründete. Manizha initiierte mit diesen modernen Unternehmerinnen einen Zusammenschluss von Geschäftsfrauen, und später sogar eine Industrie- und Handelskammer – für Frauen. Mit fünf Büros in Kabul und vier in weiteren Provinzen.

Oder Mariam Safi. Auch sie kehrte zurück, aus Kanada, wo sie Politikwissenschaft und Internationale Friedensforschung studiert hatte. In Kabul gründete sie das „Institute of Organisation for Policy Research and Development Studies“ (DROPS), einen Think Tank für Politikforschung.

Dageblieben war Roya Sadat, eine der interessantesten Filmemacherinnen Afghanistans. Ihre Familie war während der ersten Taliban-Ära nicht geflohen. Als Roya und ihre fünf Schwestern nicht mehr zur Schule gehen durften, schrieb sie ihr erstes Drehbuch. Roya Sadat stellt in ihren Dokumentar- und Spielfilmen afghanische Frauen in den Mittelpunkt. Sie war Mitbegründerin und Vizepräsidentin des International Women's Film Festival von Afghanistan.

Roya Sadat begleitete 2020 mit der Kamera die vier Frauen, die bei den Verhandlungen mit den Taliban in Doha dabei waren. Die einzigen Frauen in der ansonsten exklusiven Männerrunde. Roya filmte, wie sie versuchten, Frauenrechte mit auf die Agenda zu setzen (Der Film soll in diesem Jahr in die Kinos kommen). Zwei von ihnen sind die Juristin und Politikwissenschaftlerin Fawzia Koofi, ehemaliges Mitglied des afghanischen Parlaments, und die Rechtswissenschaftlerin Fatima Gailani, die 2001, nach dem Sturz des ersten Taliban-Regimes, an der Ausarbeitung der neuen Verfassung beteiligt war. Auch sie kommen im Buch zu Wort.

Fawzia Koofi und Fatima Gailani gehörten, ebenso wie Mariam Safi, die Gründerin des Think Tank DROPS, zu den Frauen, die schon früh davor warnten, dass es in Afghanistan zu einer erneuten Katastrophe kommen könnte. Bereits vor vier Jahren informierten sie darüber, dass kleine Mädchen wieder aus der Schule vertrieben werden. 2018 beschwor Mariam Safi unter Tränen den UN-

Sicherheitsrat, das Land rechtzeitig zu stabilisieren, sich an die Seite der modernen Afghaninnen und Afghanen zu stellen und die für den Friedensprozess so wichtigen Frauen miteinzu-beziehen. Umsonst.

Und nun? Nahid Shahalimi seufzt am Telefon. Die Autorin und Künstlerin, die seit 20 Jahren in München lebt, hat – nach dem ersten Schock, der Wut und der Verzweiflung – gehandelt. In den Wochen nach der Machtübernahme hat sie Frauen in Afghanistan kontaktiert, da waren die meisten noch im Land. „Ich musste einfach etwas tun“, sagt sie. „Nicht in der Schockstarre verharren und schweigen. Denn wir sind noch da! Wir wollen uns Gehör verschaffen. Und die Arbeit an dem Buch hat uns allen auch geholfen, unsere Wut und unseren Schmerz in etwas Konstruktives zu verwandeln.“

Wie geht es den Frauen heute, fünf Monate später? DROPS-Gründerin Mariam Safi floh bereits vor der Machtübernahme. Die Friedensforscherin bekam Mitte Juli 2021 einen Anruf aus dem Innercircle der neuen Machthaber: Sie solle sich schnellstmöglich in Sicherheit bringen, sie stehe an oberster Stelle auf der Todesliste der Taliban. Einen Monat, bevor die Taliban den überraschten Westen mit der Übernahme Afghanistans überrölpelten, bestieg Mariam in Kabul das nächste Flugzeug nach Kanada, um ihr Leben zu retten.

Und die anderen? Manizha, die Gründerin von AWCCI, der Industrie- und Handelskammer für Frauen in Afghanistan, hatte in dem Buch noch kämpferisch geschrieben: „Wenn wir jetzt unsere Hoffnungen verlieren, würden wir den Mut von über 57.000 Geschäftsfrauen preisgeben.“ Da war sie noch in Kabul und glaubte, mit den Taliban verhandeln zu können. Aber auch sie hat, wie nahezu alle Protagonistinnen des Buches, das Land inzwischen verlassen.



Nahid Shahalimi, die Herausgeberin des Buches „Wir sind noch da!“, lebt heute in München. Die Künstlerin und Aktivistin vernetzt afghanische Widerständlerinnen im Exil.

Kinder werden in diesem Winter verhungern. Das macht die Afghaninnen und Afghanen verzweifelt. Und zu allem bereit. „Ehe ich verhungere, werde ich handeln“, sagt auch Razia.

„Wir kämpfen weiter, das hält uns am Leben“, sagt Nahid. „Und fast alle Frauen in dem Buch haben ihren Mut wiedergefunden.“ Jede auf ihre Weise: Zum Beispiel Aryana Sayeed, die Sängerin, hat gerade ein neues Album herausgebracht: „For Taliban“. Aus dem großen afghanischen Liedschatz singt sie alte afghanische Weisen. Und widmet sie den Taliban, die die Musik verdammen. In der Sprache der Taliban, in Paschtu.

„Diesen Krieg haben wir verloren“, sagt Nahid Shahalimi im Januar 2022. „Aber wir geben nicht auf. Die afghanischen Frauen sind immer die stärkste Kraft im Kampf gegen die Taliban gewesen. Sie haben so viel aufgebaut, weil sie nicht Teil des starren Systems waren. Sie konnten Neues denken. Das ist auch im Westen so. Frauen auf der ganzen Welt sind in der gleichen Lage. Wir müssen gemeinsam kämpfen.“ – Gemeinsam. Das heißt unsere aktive Solidarität.

Wir sind noch da! ♀ **BETTINA FLITNER**

„Nur noch Razia ist da“, sagt Nahid. Razia Barakzai ist die Initiatorin der Frauenproteste, eine der drei todesmutigen Frauen, die mit selbstgemalten Schildern in der Hand den Taliban entgegentrat. „Am 16. August machte ich mich mit zwei Frauen auf den Weg“, schreibt Razia in ihrem Text. „Wir zitterten von Kopf bis Fuß.“ Wenige Wochen später war die Gruppe bereits auf 600 angewachsen. Auch Razia steht auf der Todesliste. Jede Woche wechselt sie den Aufenthaltsort.

Über Razia erfährt Nahid, wie es zurzeit um das Land steht. Die Menschen haben nicht genug zu essen, eine Million

WEITERLESEN

Nahid Shahalimi (Hg.): *Wir sind noch da! Mutige Frauen aus Afghanistan.* (Sandmann Verlag), mit einem Vorwort von Margaret Atwood.

EMMA.DE

Richterin aus Kabul gerettet (1/22), Afghaninnen – Spielball der Politik (6/21), Afghanistan – die Frauenfalle (5/21), emma.de/thema/afghanistan



AKSUS SIEG ÜBER ERDOĞAN

ER HAT VERSUCHT,
DIE POPULÄRE
SÄNGERIN ZU DISSEN.
VERGEBENS.

Der türkische Staatspräsident Tayyip Erdoğan ist nicht zimperlich, wenn es darum geht, Feinde auszumachen, sie zu verleumden und zu diskreditieren. Dann fällt häufig der Begriff „ausmerzen“. Ein Mob mit Lynchgelüsten besorgt den Rest. Oder Polizisten verhaften zu nächtlicher Stunde die Missetäter und bringen sie hinter Gitter. So jüngst die bekannte säkulare Journalistin Sedef Kabaş, die in einer Fernsehrunde ein tscherkessisches Sprichwort zitiert hatte. „Wenn der Ochse den Palast besteigt, wird er kein König. Aber der Palast wird zum Stall.“ Nachts um zwei Uhr stürmten Polizisten ihre Wohnung. Seither sitzt sie in Untersuchungshaft.

So zögerte Erdoğan auch nicht, nach dem Freitagsgebet in einer Istanbuler Moschee das Mikro zu ergreifen – in freier Rede ohne Manuskript – Sezen Aksu, die Diva des türkischen Pop, zur Zielscheibe zu erklären. Aksu hatte ein vier Jahre altes Tanzlied („Wunderbar ist es zu leben“) auf YouTube gepostet. Mit Neujahrsgrüßen, mit Wünschen für Solidarität und Gerechtigkeit. „Grüßt mir die Ignoranten Adam und Eva“ lautet eine Textzeile des Liedes.

„Blasphemie!“ befanden religiöse Fanatiker. Schließlich seien Adam und Eva heilig. Es gab Proteste vor dem Haus der Sängerin und Straf-

anzeigen gegen sie wurden gestellt. Erdoğan wütete in der Moschee: „Niemand darf unseren Propheten Adam beleidigen. Tut das doch jemand, ist es unsere Pflicht, ihr die Zunge auszureißen.“

Doch es sieht ganz so aus, als hätte Erdoğan sich diesmal verschätzt. Denn die Sängerin ist weitaus beliebter im türkischen Volk als der Präsident – der musste zurückrudern. Doch der Reihe nach.

Im Nu hatte sich die Rede, aufgenommen mit einem Handy, in den sozialen Medien verbreitet. Denn Sezen Aksu ist nicht eine kritische Journalistin, keine kurdische Oppositionelle und keine unliebsame Intellektuelle. Die 67-Jährige ist auch nicht irgendeine türkische Pop-Sängerin. Sie hat ein halbes Jahrhundert mit ihren Liedern, ihren Kompositionen und Texten über alle politischen Lager hinweg die Herzen der Menschen in der Türkei erobert. Liebevoll wird sie, in Anlehnung an eines ihrer Lieder aus den siebziger Jahren „kleiner Spatz“ genannt.

In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war Aksu bereits ein Superstar in der Türkei. Unzähligen Musikern, die später berühmt werden, wie zum Beispiel Tarkan, steht sie bei. Sezen Aksu schafft es, das multikulturelle, musikalische



EMINE ÖZDAMAR

Sie streift über die letzte türkische Insel vor Lesbos. Da sind vor über hundert Jahren die seit Generationen dort beheimateten „türkischen Griechen“ von dem aufstrebenden Nationalstaat vertrieben worden. So wie die „griechischen Türken“ von den gegenüberliegenden Inseln. Die Kerzen in der orthodoxen Kirche brennen noch, als sie auf eine Reise gehen, von der sie „nicht zurückkommen werden“.

Fünzig Jahre später strandet die Schauspielerin aus Istanbul auf der Insel, hört die Stimmen der Vertriebenen, sieht ihre Schatten. Sie ist jetzt selbst eine Vertriebene, flieht in den 1970er Jahren vor der türkischen Militärdiktatur. Auf dieser „letzten türkischen Insel vor Lesbos“ nimmt sie Abschied und schreitet in zielstrebigem Schritten über das Meer, bis nach Berlin. Dort wird man ihr,

wie prophezeit, zunächst nur Stellen oder Rollen als türkische Putzfrau anbieten.

Wieder fünfzig Jahre später kehrt sie zurück auf ihre Insel, die ihre Fantasie aus dem Meer auftauchen lässt. Wieder sind auf dem Meer Vertriebene. Und inzwischen ist die in Sichtweite liegende Insel Lesbos für freiheitsliebende Türken kein Sehnsuchtsort mehr, sondern ein Ort des Grauens.

In ihrem jüngst erschienenen fantastischen, surrealen Roman nimmt die Schriftstellerin und Theatermacherin Emine Sevgi Özdamar uns mit auf die Reise ihres Lebens: in das ungeliebte Berlin, in das geliebte Paris und ans Avantgarde-Theater in Bochum; in eine Welt der europäischen Bohème, die sich einst am Bosphorus so frei und schillernd tummelte wie an der Seine.



Emine Özdamar mit Bruder und Eltern – als Menschen in Istanbul noch atmen konnten.



DIE ÜBERS MEER GEHT

Özdamar spielt auf der Bühne oder gestaltet dahinter und – sie beginnt zu schreiben. 1992 veröffentlicht Emine ihren ersten Roman, getränkt von ihren Erfahrungen als Kind in der Türkei: „Das Leben ist eine Karawanserei, hat zwei Türen, in der einen kam ich rein, in der anderen ging ich raus.“

War das die erste „deutsch-türkische Stimme“? Ja und Nein. Es war vor allem ihre Stimme, die von Emine Sevgi Özdamar.

Die EMMA-Rezensentin schrieb 2002 über Özdamars erste Bücher: „Sie ist in die deutsche Sprache eingewandert mit ihrem ganzen türkischen Sprachgepäck und hat sich darin eingerichtet. Ihre türkische Muttersprache hat sich verwestlicht, ihr Deutsch hat sich orientalisiert. Erst indem sie sich die Fremdsprache zu eigen macht, findet sie zu einer unerhörten Eigensprache.“

Vier Jahre später erschüttert eine Kontroverse das Feuilleton und Özdamar zutiefst. Ihr Landsmann Feridun Zaimoğlu veröffentlicht einen Roman, „Leyla“, und behauptet, das Vorbild für seine Protagonistin sei die eigene Mutter. Die war ganz wie Emine zwischen 16 und 18, Arbeiterin in Berlin bei Siemens gewesen. So weit, so banal. Doch Özdamar protestiert, spricht von „Plagiat“.

Denn Zaimoğlus Roman gleicht dem von Özdamar nicht nur inhaltlich, sondern auch in der „Poesie, Metaphorik, Bilderwelt“, schreibt Monika Maron, und nicht nur sie sieht das so. Literaturkritiker schließen sich an. Zaimoğlu schlägt hart zurück und behauptet nun, in Wahrheit sei es Özdamar, die die Geschichte seiner Mutter geklaut habe, mit der sie gleichzeitig im Wohnheim gewesen sei. Dieser Zaimoğlu sagt nicht zum ersten Mal Erstaunliches über schriftstellernde Frauen, besonders Feministinnen. Die Bücher von Ayaan Hirsi Ali oder Necla Kelek zum Beispiel bezeichnet er als islamfeindliche „Denunziationsfibeln“.

Heute lebt Emine Özdamar mit ihrem deutschen Ehemann zwischen Berlin und der Türkei. „Ich bin nur noch mit der türkischen Politik beschäftigt“, sagt sie. Denn: „Erdoğan lässt jeden schreien. Und das Ausland hört weg.“

Sicher, sie hätte damals über die Zaimoğlu-Attacke lachen können. Aber es ist einem eben nicht immer nach Lachen. Özdamar machte weiter Theater – doch verstummte für anderthalb Jahrzehnte als Schriftstellerin. Jetzt legt sie mit ihrem hoch poetischen und tief realistischen Roman quasi ihr Lebenswerk vor. Und sie lädt uns ein, mit auf die Reise zu gehen. Eine Reise ohne Ankunft. ♀ ALICE SCHWARZER

WEITERLESEN
Emine Sevgi Özdamar:
Ein von Schatten
begrenzter Raum
(Suhrkamp). Alle
früheren Bücher von
Özdamar erschienen
bei Kiepenheuer &
Witsch.



HUSCHKE MAU



ICH WAR PROSTITUIERTE

Mit 17 flüchtet Huschke Mau vor ihrem Stiefvater, der seine Frau und seine Töchter schlägt und vergewaltigt. Sie steht mittellos auf der Straße und rutscht in die Prostitution. Ihr erster Zuhälter: ein Polizist. Es dauert zehn Jahre, bis sie den Ausstieg schafft und sich ein Studium erkämpft. Heute ist Huschke Mau Aktivistin für die Ächtung der Prostitution. Sie hat das Netzwerk „Ella“ gegründet (netzwerk-ella.de) und kämpft gemeinsam mit anderen Aussteigerinnen aus der Prostitution für die Bestrafung der Freier. Jetzt hat Huschke Mau in einem Buch ihre Geschichte erzählt. Hier ein Auszug.

Als ich am nächsten Tag ins Bordell gehe, nehme ich einen Notizblock mit. Am Küchentisch schreibe ich auf, welche konkreten Schritte ich tun muss, um hier rauszukommen: Ich muss dringend einen Entzug machen, ich brauche einen sicheren Wohnort und eine finanzielle Absicherung. Mein Ausweis ist abgelaufen, schon lange, ich habe mich nicht getraut, ihn zu verlängern, weil ich keine Meldeadresse habe. Was wird passieren, wenn ich das tue? Muss ich dann Strafe zahlen? Ich weiß es nicht. Ich muss mich neu immatrikulieren, ich muss zu ÄrztInnen gehen, dort war ich schon so lange nicht mehr. Ein klarer Kopf muss her. Und ich brauche Ruhe. Eigentlich. Die bekomme ich nicht. Aber den Rest, den erkämpfe ich mir Schritt für Schritt.

Heimlich gehe ich zu einer Beratungsstelle für Prostituierte. Was ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht weiß: Diese Beratungsstelle kämpft dafür, Prostitution als „Sexarbeit“ anzuerkennen. Bei einer Sozialarbeiterin schildere ich die problematische Lage, in der ich bin. Dass ich Angst vor Hermann habe. Keine finanzielle Sicherheit und Angst vor Ämtern. Dass ich drogenabhängig bin, nicht gemeldet und so traumatisiert, dass ich einfach nicht mehr klar komme. Sie hört sich alles geduldig an, aber als ich fertig bin, schaut sie mir ins Gesicht und sagt: „Tja, wenn das alles so schlimm ist, warum gehen Sie dann nicht einfach?“ Ich antworte: „Weil ich nicht einfach aussteigen kann, ich brauche Hilfe.“ Noch während sie sagt: „Der Job ist nicht das Problem, das ist einfach Sexarbeit. Wenn Sie damit nicht

klarkommen, gehen Sie halt einfach nicht mehr ins Bordell“, stehe ich auf und verlasse den Raum. Jetzt bin ich aufgeschmissen. Wenn schon Beratungsstellen für Prostituierte mir nicht helfen können oder wollen, wer dann? Ich wende mich an eine zweite Beratungsstelle, die nicht auf Prostitution spezialisiert ist. Mehrmals erscheine ich dort, auch wenn es mir schwerfällt, mich nach Nächten im Puff urfrüh aus dem Bett zu quälen und durch die halbe Stadt zu fahren.

Die Frau, die dort die Beratungen macht, ist wahnsinnig nett. Aber leider versteht sie überhaupt nichts von Prostitution. Ich muss alles erklären. In ihrer Welt findet Prostitution nur nachts statt und am Straßenstrich, und Freier sind Männer, die aussehen wie Monster. Gegen Zuhälter, die einen bedrohen, geht man einfach zur Polizei und die Sache ist geritzt, und alle Ämter reißen sich nur darum, einem zu helfen. Es fällt mir so schwer, ihr meine Lebensrealität verständlich zu machen. Irgendwann habe ich keine Kraft mehr dafür, dort hinzugehen. Wenn ich andere dazu tragen muss, mir zu helfen, mache ich es lieber gleich selbst. Und es ist auch nicht schön, sich wie ein Alien zu fühlen, wenn man anderen davon erzählt, wie das eigene Leben so ist. Immer zu hören: „Das ist so schlimm, was Sie erzählen, das kann ich ja kaum glauben“, oder: „Aber Sie sehen das alles so klar und wirken so kraftvoll, wieso stecken Sie denn da überhaupt in so einer Lage?“

Okay, ich habe kein sicheres Obdach, kein Geld, keinen Job und keine Person, die mir hilft – also muss ich es alleine tun. Beratungsstellen? Die Hoffnung stirbt zerfetzt.

Was Frauen brauchen, um aus der Prostitution auszusteigen, ist unterschiedlich. Einen Standardausstieg gibt es nicht. Aber meistens ist die Problemlage komplex. Mal wird eine Wohnung benötigt, mal gibt es schon eine. Manche Frauen brauchen einen Job, andere haben nebenbei schon einen. Manche

sprechen Deutsch, andere brauchen einen Deutschkurs. Therapie brauchen sie fast alle, aber es ist nicht so leicht, das durchzuboxen. Ein anderes Umfeld muss her und manchmal ein Aufenthaltstitel oder eine Arbeitsgenehmigung. Dann muss geklärt werden, ob man zur Polizei geht oder nicht. Oder wie man die Schulden, die aus vom Zuhälter produzierten Pseudoschulden und Bußgeldern bestehen (für die Reise nach Deutschland, fürs Zuspätkommen, fürs Freierablehnen ...), zurückzahlt und ob überhaupt. Und Drogen- und Alkoholentzüge braucht es auch oft.

Das ist so viel, dass es mit einem „Dann gehen Sie halt einfach nicht mehr ins Bordell“ nicht getan ist.

Leider gibt es für Frauen in der Prostitution in Deutschland nicht so viele Beratungsstellen. In Thüringen zum Beispiel gibt es keine einzige.

Und die Beratungsstellen, die es gibt, sind manchmal nicht auf der Seite der Prostituierten. Eine Frau, die ich später beim Netzwerk Ella kennenlernte, erzählte mir, dass sie in Hamburg auf St. Georg auf den Strich gegangen ist. Das ist ein sehr schlimmer Drogenstrich. Sie sei ab und zu in die dortige Beratungsstelle gegangen, weil man da duschen konnte und einen Kaffee trinken. Und eines Tages sah sie dort, gerade zur Tür reingekommen, eine Petition liegen. Dafür, Prostitution als Sexarbeit anzuerkennen. Die Sozialarbeiterinnen hatten sie angefertigt und baten sie, zu unterschreiben. Aber das tat sie nicht. Sie rastete komplett aus, weil sie nicht verstand, wie Menschen, die tagtäglich sehen, was den Frauen auf dem Hamburger Strich angetan wird, das verharmlosen und als Job anerkannt wissen wollen. Sie ist dann nicht mehr hingegangen. Und ich verstehe sie.

Leider sind viele Beratungsstellen für prostituierte Frauen so drauf.

Eine bayerische Beratungsstelle feiert ihr Jubiläum mit Chefinnen von Prostitutionsagenturen. Der Leiter eines sächsischen Gesundheitsamtes mitsamt Beratungsstelle tritt bei Pro-

stitutions-Veranstaltungen als Redner auf und verherrlicht auf seiner privaten Website Prostitution als ganz tolle Chance für Männer, die Beeinträchtigungen haben oder sich einfach mal ausprobieren wollen.

Eine andere Beratungsstelle schaltet sich nach dem Doppelmord an zwei Prostituierten in Nürnberg in die öffentliche Debatte ein und befindet, man dürfe nicht sagen, dass Frauen in der Prostitution eine Risikogruppe hinsichtlich erlebter Gewalt seien, weil man sie damit stigmatisiere. Die Leiterin einer Brandenburger Beratungsstelle lacht im Radio über den Vorschlag, Freier per Gesetz dazu zu zwingen, ein Kondom zu verwenden. Eine Beratungsstelle aus Berlin, die Gelder für Ausstiegsarbeit bekommt, bietet stattdessen Einstiegsberatungen an.

Alles nur Einzelfälle? Leider nicht. Ich kenne Frauen, die aussteigen wollten, sich an Beratungsstellen gewendet haben und denen, genau wie mir, gesagt wurde, der Job sei nicht das Problem – ob man sich nicht einfach in der Sexarbeit umorientieren wolle? Wie wäre es denn mal mit S/M oder Escort? Oder mit einem Wechsel vom Strich in ein Laufhaus?

Es gibt viel zu wenig Beratungsstellen und die existierenden sehen Prostitution oftmals nicht als Gewalt an. Das ist ein großes Problem, denn wenn man aussteigen möchte, ist man sowieso schon mit den Nerven und dem Selbstwertgefühl am Ende. Dann noch zu hören, dass das Problem man selbst sei, weil man einen so tollen Job, bei dem man sich sexuell so wunderbar austoben könne, nicht auf die Kette kriegt, das ist schlimm. ♀

WEITERLESEN
Huschke Mau: Entmenschlicht. Warum wir Prostitution abschaffen müssen (Edel Books, 19,95 €)





MEINE SCHWESTER

Nicht nur EMMA-LeserInnen kennen Bettina Flitner als unerschrockene Fotografin, die keine Tabus scheut. Mal geht sie eine Woche lang in ein Stuttgarter Bordell, um Freier zu fotografieren und befragen (und die lassen sich tatsächlich darauf ein); mal dokumentiert sie in Fotos und Text die Hexenverfolgung in Neuguinea im 21. Jahrhundert und den mutigen Kampf einer Handvoll Frauen dagegen. Jetzt bricht Bettina ein noch viel größeres Tabu: Sie schreibt über den Suizid ihrer Schwester, die sich 2017 umgebracht hatte. Warum? Wie kann es sein, dass ihre so schöne, mutige, große Schwester nicht mehr leben wollte? Bettina erinnert sich an die gemeinsame Kindheit, die Jugend – und die äußerlich so feinen, aber innerlich so zerrütteten familiären Verhältnisse. Sie fragt sich: „Warum bin ich hier, und meine Schwester ist nicht mehr da?“ – Gerade ist ihr autofiktionaler Text „Meine Schwester“ erschienen. Hier zwei Auszüge.

Der Telefonanruf kam abends gegen 22 Uhr. Eine Freundin aus Wien war zu Besuch, sie hatte gerade ihre Mitbringsel ausgepackt. Zwei Oberteile, von einer Modemacherin. Ich zog meins sofort über, ein hauchdünner moosgrüner Hoodie. Genau meine Farbe, extra für mich angefertigt. „Sie ist Fotografin“, hatte die Freundin der Designerin gesagt und etwas „schickes Sportliches“ bestellt. Sie saß auf dem Sofa und betrachtete zufrieden mich und Alice, die etwas „elegantes Schwarzes“ bekommen hatte, wie wir uns in der großen Wohnzimmerscheibe spiegelten. Während wir uns noch hin- und herdrehten – Wie fällt es? Was zieht man drunter? – klingelte das Telefon.

Es war Thomas, der Mann meiner Schwester. Er schrie und schluchzte ins Telefon. Er hatte meine Schwester im Bad gefunden, als er um halb zehn nach Hause gekommen war. Sie lag da neben der Waschmaschine. Er hatte sofort den Notarzt gerufen. Aber die

hatten nur noch das Fenster aufgemacht. Das machen sie immer so.

*

33 Jahre vorher. Ich halte den Hörer in der Hand. Mein Vater ist am Telefon, er sagt: „Tina, Mami ist tot.“ Dann hat sie es also wirklich getan, denke ich.

*

Ich zog sofort den Hoodie aus, versuchte zu verhindern, dass er den Geruch der Erinnerung annahm. Seltsam, dachte ich, während ich den moosgrünen Stoff über den Kopf zog. Seltsam, dass ich in diesem Moment daran denke. Ich wusste im gleichen Augenblick, dass ich ihn nie wieder tragen würde.

Ich spürte, wie ich auf unterste Betriebstemperatur hinunterschaltete. Der Katastrophenmodus lief. Das geht automatisch. Diesmal war ich es, die bei meinem Vater anrufen musste. Es klingelte einmal, es klingelte zweimal, es klingelte dreimal, es klingelte viermal, es klingelte fünfmal, es klingelte sechsmal. Der Anrufbeantworter sprang an. „Ich bin im

Moment nicht da, aber was Sie mir auf das Band sprechen, höre ich mir später an.“ Ich hatte diese Ansage viele Male gehört. Mein Vater ist oft unterwegs, auch mit seinen 89 Jahren. Die Stimme war fröhlich. Ich bat ihn, mich zurückzurufen. Für meinen Vater war die Welt noch in Ordnung.

Wenn wir früher in unserem weißen VW Käfer zu meinen Großeltern fuhren – ich saß immer hinter meinem Vater, meine Schwester immer hinter meiner Mutter –, gab es manchmal auf der Gegenfahrbahn einen Unfall. Dahinter stauten sich bereits die ersten Autos. Wir fuhren an den stehenden Wagen vorbei, dann an denen, die gerade abbremsten, und dann kamen die, die noch unbeschwert unterwegs waren. Je weiter wir fuhren, desto mehr wurde ich zur Zeitreisenden. Ich konnte in die Zukunft der anderen blicken. Noch ahnen sie nichts, dachte ich, wenn uns die Unwissenden in voller Fahrt entgegenkamen. In 30 Sekunden werden sie es erfahren.

*

Ami setzt sich ihren grünen Turban auf, eine fertige Haube aus Baumwolle, die vorne geschlungen ist. Sie rückt ihn vor dem Spiegel am Eingang zurecht und überprüft den Sitz ihrer langen diamantenen Ohrgehänge. Sie steckt die längliche Brosche mit den beiden Vorderzähnen eines Hirsches aus den schlesischen Wäldern an, ihr Vater hat ihn vor 70 Jahren geschossen. Sie haben im Laufe der Jahre eine gelbliche Farbe angenommen. Die Schachtel HB landet in ihrer Handtasche. Sie klaubt den Autoschlüssel von der Ablage, und los geht's.

Wir warten vor der Garage, die beiden grünen Holztüren stehen auf. Wir hören den BMW starten. Meine Schwester zieht mich rasch beiseite. Da springt der BMW schon mit einem Satz aus seiner Hütte. Wir rollen durch die Einfahrt, vorbei an dem zerbeulten Schild: Arzt- ausfahrt, bitte freihalten. Meine Schwester behauptet, Ami würde bei jedem zweiten Mal dagegenfahren. Und Api jedes Mal. Ami ist die zweitschlechteste,

aber Api ist unbestritten der schlechteste Autofahrer der Welt.

Meine große Schwester hatte mich am Tag zuvor in ein von ihr erdachtes umfangreiches Sicherheitskonzept eingeweiht. „Das Schlimmste, das uns passieren kann“, hatte sie gesagt, „ist, dass bei einem eventuellen Aufprall das Glas splittert und unsere Gesichter zerschneidet.“

Sie hatte eine Schulung anberaumt, die während des Mittagsschlafes unserer Großeltern in Apis Arbeitszimmer stattfinden sollte. Als ich Punkt 14.30 Uhr eintraf, hatte sie schon alles vorbereitet. „Willkommen zur Operation Hase“, sagte meine Schwester mit ernstem Gesicht. Sie hatte die beiden hohen Stühle so gestellt, dass sie einander gegenüberstanden, und wies mir den rechten zu. Ich setzte mich. Kerzengerade saß ich auf der Stuhlkante und schaute sie an. Was hatte meine große Schwester vor?

Sie nahm auf dem Stuhl gegenüber Platz und griff zu den steifen Kissen der Odyssee. „Diese beiden Kissen“, sagte sie und machte eine bedeutungsvolle Pause, „diese Kissen werden unsere Rettung sein.“ Sie nahm eines und legte es auf ihren Schoß.

„Jede von uns hat ihr Kissen während der gesamten Autofahrt auf den Knien liegen“, sagte sie und wies mit der Hand auf das ihre wie eine Stewardess, die den Passagieren vor einem Flug die Sicherheitsbestimmungen erläutert. „Sobald eine von uns die Gefahr kommen sieht, löst sie sofort den Alarm aus. Dann gehen wir beide in Hockstellung und pressen die Kissen auf unsere Gesichter.“

Was mit Gefahr gemeint war, brauchte sie eigentlich nicht zu sagen. Der Wagen von Ami und Api war ständig zerbeult. Irgendetwas stand zu ihrer beider Entrüstung immer im Weg. Aber meine Schwester fuhr trotzdem fort, als müsse sie die Sicherheitsbestimmungen ordnungsgemäß zu Ende führen: „Egal, ob es ein anderes Auto, eine rote Ampel, ein Baum oder ein Hirsch ist,



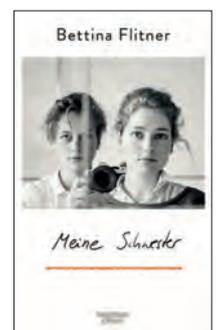
der Alarm muss mittels Codewort rechtzeitig ausgelöst werden.“

Ich nickte. Alles, was meine Schwester sagte, war einleuchtend. So war es immer gewesen, so war es auch jetzt. „Und wie lautet das Codewort?“, fragte ich. „Hase“, sagte meine Schwester bestimmt. Sie stand auf und stellte ihren Stuhl neben meinen. Eine erste Übung sollte gleich jetzt stattfinden. „Wir sitzen jetzt auf den Rücksitzen des Autos“, führte mich meine Schwester ein. Und dann fuhren wir auf einer Landstraße. „Hase!“, rief meine Schwester unvermittelt. Ich beugte mich nach unten und drückte mein Gesicht auf das harte kratzige Kissen. „Sehr gut!“, befand sie. Das Training war beendet. ♀

BETTINA FLITNER

WEITERLESEN
Bettina Flitner: Meine Schwester (Kiepenheuer & Witsch, 22 €)
Siehe Shop S. 113

LESUNGEN
17.3., Leipzig;
22.3., Köln/Litcologne,
Kulturkirche.
bettinaflitner.de





ERFINDUNG HAUSFRAU

Wie ist das Bild der Hausfrau eigentlich entstanden? Die Kulturwissenschaftlerin Evke Rulfes zeigt, dass die Hausfrau eine Erfindung des 19. Jahrhunderts ist. Zwar seien auch die Strukturen im Mittelalter sehr patriarchal gewesen, doch waren Frauen in allen Berufen und Zünften präsent. Bis ins 18. Jahrhundert hinein standen Mann und Frau gemeinsam dem Haushalt vor – als Arbeitspaar. Der Umbruch kam hundert Jahre später. Rulfes: „Der Mittelstand konnte sich kein Personal mehr leisten, nun musste die Ehefrau diese Rolle übernehmen. Der Lebensstandard ließ sich nur durch ihre Ausbeutung halten.“ Im frühen 20. Jahrhundert wurde die Hausfrauenehe dann mit dem Festschreiben im Bürgerlichen Gesetzbuch in Zement gegossen. Gepaart mit dem Verlust der Schlüsselgewalt, was dazu führte, dass Frauen keine Verträge mehr unterzeichnen, keine Bankkonten eröffnen und keine Führerscheine machen durften. Eine Regelung, die die DDR direkt bei der Gründung rückgängig gemacht hat, die aber in der BRD noch bis 1977 bestand. **Evke Rulfes: Die Erfindung der Hausfrau (HarperCollins, 22 €)**



SONIAS WELT

„Ich bin: Scheidungswaise, Kleinkind, Britin, Halb-Serbin, Linke, Feministin, Kabarettistin, Punksängerin, Akademikerin, Auslandskorrespondentin, kinderlos, zweimal Gattin, Abenteurerin, Kriegsreporterin, Chefredakteurin.“ So stellt die Autorin sich vor und lässt sodann ihr Leben Revue passieren: Bis zum Alter von neun Jahren im Swinging London gelebt, sodann nach Herne/Ruhrpott zu den Großeltern verfrachtet, in den WG in Aachen nicht gekocht, als Feministin rote Fingernägel getragen, auch mal eine Schleife bei EMMA gemacht, zum WDR gegangen und klassisch Karriere gemacht. Einigen Loveaffären nachgetrauert oder auch nicht. Am liebsten Kriegsreporterin gewesen, in Tschetschenien und Afghanistan Islamistenführer interviewt und heute gerne in ihrem Haus am Meer in Griechenland. So manche von Sonias Generation, Jahrgang 1951, wird sich wiedererkennen, so manche auch erinnern an die Monitor-Chefin oder gar an die EMMA-Autorin. Good luck, **Sonia A.S. Sonia Mikich: Aufs Ganze (KiWi, 22 €)**



OKSANENS HUNDEPARK

Wer wissen will, was in Osteuropa wirklich los ist, muss sie nur lesen, diese großartigen Schriftstellerinnen, wie Sofi Oksanen (Mutter Litauen, Vater Finnland). Zehn Jahre nach ihrem fulminanten Debut „Fegefeuer“, über Prostitution und Frauenhandel, legt sie jetzt den Roman „Hundepark“ vor. Der spielt in der Ukraine. Darin erfahren wir so ganz en passant, dass die DemonstrantInnen in Kiew auch schon mal bezahlt werden, oder wie die Oligarchen beim Zusammenbruch der Sowjetunion an die Staatsunternehmen gekommen sind: Indem sie den ArbeiterInnen die Aktien, die sie von ihren Bergwerken und Fabriken erhalten hatten, mit Gewalt abgejagt haben. Zentral aber geht es in „Hundepark“ wieder um Frauen. Die können oft nur noch überleben, indem sie sich selbst verkaufen. Diesmal, indem sie ihre Eier verkaufen, die dann unfruchtbaren Käuferinnen eingesetzt werden. Oder auch Leihmutterchaft. Oder durch Organverkauf. Atemberaubend erzählt und spannend wie ein Krimi. **Sofi Oksanen: Hundepark Ü: Angela Plöger (Kiepenheuer & Witsch, 23 €)**



SINGULÄRE KULLMANN

Junggesellin, Mauerblümchen, Ego-braut. Es gibt zahllose, meist wenig schmeichelhafte Bezeichnungen für sie: eine Frau, die ohne Beziehung durchs Leben geht, und das ganz bewusst. Eines Tages, mit Ende 40, stellte Katja Kullmann fest, dass auch sie so eine Frau ist bzw. geworden war. „Eines Tages beschloss ich, am Spielfeldrand der Liebe Platz zu nehmen, um das Geschehen erst einmal aus komfortablem Abstand zu verfolgen. Schleichend geschah etwas Merkwürdiges: Je länger ich auf der Bank saß, desto unattraktiver erschien mir, was ich vom Spielfeld mitbekam.“ Nun begibt sich Kullmann auf Spurensuche nach der „alleinstehenden Frau“ und ihrer Darstellung durch die Jahrhunderte „jenseits der dummen Vibrator- und Prosecco-Prosa“ und fördert Erstaunliches zutage. Mit „Generation Ally“ hatte Kullmann vor 20 Jahren eine grandiose feministische Bestandsaufnahme ihrer Frauengeneration vorgelegt. Nun gelingt es ihr wieder, in bewährter Qualität über das Private das Politische zu erzählen. **Katja Kullmann: Die singuläre Frau (Hanser, 24 €)**



WELTEN AUSEINANDER

Es war für Julia nicht einfach, eine emanzipierte Hippie-Mutter zu haben. Im Westen. So wie es für die Mutter nicht einfach war, eine emanzipierte Mutter zu haben, die überzeugte Kommunistin und leidenschaftliche Bildhauerin war. In der DDR. Julia Franck schöpft für ihr Buch aus dem Stoff ihres Lebens, es geht um ihre ersten 23 Lebensjahre, von 1970 bis 1993. Die Mütter sind rabiāt egozentrisch, die Töchter brutal vernachlässigt. Julia rettet sich mit 13 in eine andere Familie und verliert mit 23 eine große Liebe. En passant erfahren wir, dass der Stoff ihres ersten Buches, der hochgelobte Roman „Die Mittagsfrau“, dem Leben ihres lebenslang abwesenden Vaters entnommen ist. Die Milieus halten sich für cool, den Kindern ist kalt. Ein radikal ehrliches, radikal gutes Buch. **Julia Franck: Welten auseinander (Fischer, 23 €)**

Mathias Bothor, Bettina Filiner, Eileen Barroso, Bettina Fürst-Fastré, Joel Nilsson, Sven Gatter, imago/epd



SIMONE PRIVAT

Den Autor interessiert nicht der Mythos, sondern der Mensch. Auch Simone de Beauvoir selbst wollte nie ein Mythos sein, sondern immer der nahbare, glückliche wie unglückliche, weitsichtige wie fehlerhafte Mensch sein, der sie war. Alois Prinz, 63, ist in Memoiren spezialisiert, zuletzt über Hannah Arendt, und hat sich nun Beauvoir vorgenommen. Er tut dies einfühlsam und respektvoll, meidet Klischees und spürt der Wahrheit nach. Beauvoirs Romane, Essays, Memoiren und vor allem ihre leidenschaftlichen, lebensprallen Briefe sind ein reicher Fundus für den Autor. Er stellt ihr Porträt vor allem in den Kontext zeitgenössischer, politischer wie philosophischer Strömungen – auch das dürfte im Sinne der Porträtierten sein. **A. S. Alois Prinz: Das Leben der Simone de Beauvoir (Insel, 24 €)**



TIPPS



Margarethe von Trotta: Gegenwärtig sein
Mit Thilo Wydra spricht die wichtigste deutsche Filmemacherin über ihr Leben (Jahrgang 1942). 40 Jahre Film, international. Am Schluss geht es um ihr nächstes Projekt: „Ingeborg Bachmann & Max Frisch“. (Kampa Verlag, 24 €)



John McWhorter: Die Erwählten
Die Identitätspolitik ist zu einer neuen Quasi-Religion geworden, beklagt der schwarze US-Linguistik-Professor und erklärt, warum diese Art von „Anti-Rassismus“ schwarzen Menschen eher schadet als nutzt. (Hoffmann und Campe, 23 €)



Tanja Busse: Fleischkonsum
Haben die Menschen schon immer Fleisch gegessen? Was ist ein Schweinestau? Ist Laborfleisch eine Lösung? Tanja Busse, Journalistin und Bauerntochter, beantwortet 33 Fragen zum Fleischessen. (Piper, 10 €)



Anna Ardin: Im Schatten von Assange
Sie war eine der beiden Schwedinnen, die 2010 Julian Assange der Sex-Übergriffe beschuldigt haben. Jetzt erzählt sie die Geschichte aus ihrer Sicht, „ohne Monster und Engel“, ohne Schwarz-Weiß: „Die Wahrheit liegt in Grautönen.“ (Salis, 20 €)



Sabine Rennefanz: Frauen und Kinder zuletzt
Corona hat Frauen in traditionelle Rollen zurückkatapultiert. Wie weitreichend – darüber schreibt Sabine Rennefanz, Journalistin und Mutter zweier Kinder. Sie fordert: Die Pandemie darf kein Privatproblem sein! (Ch. Links Verlag, 18 €)



Die Butterwegges: Kinder der Ungleichheit
Armut betrifft längst nicht mehr nur Randgruppen – Ungleichheit ist das Kardinalproblem unserer Gesellschaft. Kinder sind am schlimmsten betroffen. Und: Werden sie abgehängt, geht es mit der ganzen Gesellschaft bergab. (Campus, 22,95 €)



TRANS GEGEN TERFS?

Die Fronten sind extrem verhärtet: Hier Feministinnen, die Frauenrechte in Gefahr sehen, dort Transaktivisten, die um ihre Rechte fürchten. Beide Seiten haben verbal aufgerüstet: Als „TERFS“ (Trans Exclusionary Radical Feminists) werden die einen beschimpft, als „TransFaschisten“ die anderen. Mitverursacht von den Sozialen Medien, die auf Polarisierung und Skandalisierung setzen. So die Analyse von Till Amelung – links bei der Veranstaltung im FrauenMediaTurm im September 2021, bei der ausnahmsweise der Dialog gepflegt wurde (2. v. li). In der Debatten-Reihe des Querverlags plädiert der Transmann für Abrüstung und eine „differenzierte und durchaus kritische Auseinandersetzung mit transaktivistischen Forderungen, ohne Transpersonen als solche abzuwerten“. **Till Amelung: Transaktivismus gegen Radikalfeminismus (Querverlag, 8 €)**

REISEN

Verzauberte Tage in Goslar/Harz zwischen Natur und Kultur. Div. Arrangements. Achtsames Hygienekonzept. Ein Ort zum Wohlfühlen und Genießen. T 05321/25323 www.frauenpension-arleta.de

Frauenwanderreisen mit Bergwanderführerin – Hüttenwandern in den französischen Alpen, Österreich, Schweiz, Italien, England, Wanderwochenenden im Elbsandstein, Zittauer, Harz, Pfalz, Schneeschuhwoche im Riesengebirge, www.marmotte-wanderreisen.de, T 030/67308273

Hamburg. Frauenhotel Hanseatini! Sehr gute Lage! Günstig! Individuelle, sehr gepflegte Zimmer. Viele Bio-Produkte zum Frühstück im wunderschönen Frühstückscafé. Weitere Informationen und aktuelle Angebote unter www.frauenhotel.de

Ein Katzensprung zum Meer Nur für Frauen – Ferienappartamentanlage mit Sauna mitten im Ostseebad Ahrenshoop. **Haus Emma** ein Frauenort mit Pfiff. T 038220/159094, www.haus-emma.de

500 FASTEN-WANDERUNGEN Deutschland-/Europaweit. Auch Intervall- Basen- und Fruchtfasten. Woche ab 350 €. Tägl. 10 – 20 km. Fastenwander-Buch 15 €. T 0631/47472, www.fastenzentrale.de

Über 30 Jahre! FRAUEN UNTERWEGS – FRAUEN REISEN! Von Andalusien bis Zypern, von Wellness bis Wandern: Städtereisen, Rad-, Wander- & Kanoutouren, Segeln, Bade- & Bildungsurlaub, Gesundheit, Yoga & u.v.m.! Alle Reisen unter www.frauen-unterwegs.de, Potsdamer Str. 139, 10783 Berlin, T 030/2151022

FRAU SUCHT FRAU

Gerne würde ich zu dir „ja“ sagen, zu einem gemeinsamen Leben Hand in Hand mit dir. Ich bin 66/170, bodenständig, aufgeschlossen für Begegnungen, ehrlich, verlässlich, unabhängig. Bin gerne in der Natur, auf Reisen und mit dem Fahrrad unterwegs. Liebe Musik. Würde mich sehr freuen, dich kennenzulernen. Foto wäre schön. PLZ-Bereich. 29 – 31, 37 – 39. Chiffre 8130

Niedersachsen/Bremen: Die Reparatur ist erledigt, mein Licht strahlt wieder in allen Nuancen und durchströmt alle Chakren. Es trotzst selbst Dunkelheit und düsteren Schatten. Etwas Neues darf beginnen und so sende ich mein Licht in die Welt und öffne mich Deiner Resonanz. Ich bin 57, erneuere mich seit 18 Monaten im LK Heidekreis und lade Dich herzlich ein, mit mir zu strahlen. Ich freue mich auf Dich! E-Mail: GemeinsamLicht2022@gmail.com

Noch einmal ein liebevolles Miteinander wagen, wenn unsere Ecken und Kanten uns beleben! Will mit Dir, 65 + (als Partnerin oder Freundin) z.B. Natur, Kultur, Musik, Qualität in allem genießen! Bin Rentnerin, vital, gutauss., 174 cm, schl., Heidelberg-Freiburg, E-Mail: elefee@gmx.de oder Chiffre 8131

Waldschrätin (Ende 60, NR, schlank) sucht Frau zum Wandern, Lesen, Lachen, Lieben ... zwischen Harz und Weser/Seesen und Kassel. E-Mail: waldwiesenfrau@web.de

Humorvolle, gut organisierte 46-Jährige sucht Frau für Liebesbeziehung, gemeinsame Haushaltsführung und gemeinsames Verreisen. Gerne auch mit Hund oder Kind! Chiffre 8132

Suche Gefährtin für Herzensreise – gerne geistreich, mit Tiefgang und Wärme, sportlich und offen. Verreisen möchte Frau, Ende 50, vielseitig interessiert, aktiv und attraktiv. Freue mich auf Deinen Reisevorschlag! Raum 5, E-Mail: neue.zeit1@web.de

Ein Praktikum bei EMMA

Das muss kein Traum bleiben. Voraussetzungen: Computerkenntnisse sowie Kommunikationsfreudigkeit. Und Freude am Feminismus! Sowie Lust auf das Abenteuer EMMA. Gerne Studentinnen. Dauer: drei Monate. Bewerbung an: EMMA, Am Bayenturm 2, 50678 Köln. Oder an redaktion@emma.de

Nordseurlaub nur für Frauen

www.frauenpension-bertingen.de
+49 04862 217 9599 | koog@frauenpension-bertingen.de

Jetzt vorbestellen – Erscheint im Frühjahr

Barbara Guth, Susanne Bischoff (Hrsg.): **OutSisters – InSisters – Lesben**

Lesbisch-feministisches Begehren um Autonomie
Reader zum LFT2021 Bremen «Lesbenfrühling – rising to the roots»

Zu bestellen im Buchhandel oder unter <https://shop.tredition.com/>
ISBN Softcover: 978-3-347-54788-9. € 24,90 / CHF 28,00

Ihre Atempause an der Ostsee!

Haus am Meer
Hotel für Frauen

- Villa unmittelbar am Meer •
- Direkt am Feenwald gelegen •
- Mit idyllischem Garten •
- Sechs komfortable Zimmer •
- Fünf separate Bungalows •
- Hoteleigene Yacht •

Telefon: +49 38203 7357-0
www.HausamMeer-Nienhagen.de

Vom Leben getragen
Für eine lebendige Bestattungskultur

NEU

Das Buch von BARKE-Gründerin Ajana Holz
jetzt bei mabuse-verlag.de

Kontakt verlag@emma.de,
T 0221/60 60 60-11,
www.emma.de/anzeigen

Anzeigenschluss 31. 3. 2022
Nächste EMMA 28. 4. 2022

Antwort auf Chiffre Brief an EMMA, Am Bayenturm 2, 50678 Köln. Chiffre-Nr. deutlich außen auf den Umschlag schreiben.

DIE BARKE
Bestattung & Begleitung in Frauenhänden

Wir sind Bestatterinnen und 'Seelen-Hebammen'. Liebevolle Begleitung ist unser Herzensanliegen
überall in Deutschland seit 1999!

Ajana Holz & BARKE-Team
Tel 0700 - 361 797 33 (12C/min)
Büro 07903 - 943 99 19
www.die-barke.de · info@die-barke.de

MEINE LIEBE FAMILIE

Mein Maserati fährt 210

Das wünscht sich zumindest mein Sohn Ben. Er hat Auto-Neid. Er ist fasziniert von den dicken Karren, die um uns herum so gefahren werden.

Unser Vehikel ist von 210 weit entfernt. Es ist ein Ford Fusion, der ab 140 km/h anfängt zu wackeln, als würde er gleich abheben. Und was den Antrieb angeht (ich kenne die PS-Zahl nicht) sind wir wahrscheinlich eher bei Fred Feuerstein als bei Maserati. Männer aus unserer Nachbarschaft schauen uns manchmal mitleidig an. Es geht uns wie den meisten Frauen, uns ist ein Auto ja ziemlich egal. Wir wollen einfach, dass es fährt.

Ich finde, die SUV- und Porsche-Dichte in Köln und Umgebung ist schon fast obszön. Sind bestimmt alle geleast. Und ich freue mich immer, wenn ein SUV verzweifelt durch ein Parkhaus kurvt, weil das Wägelchen nirgendwo reinpasst. Ich fahre auch aus Prinzip nicht zur Seite, wenn mir ein SUV auf der Landstraße begegnet und keinen Zentimeter auf dem Grünstreifen fahren will, weil das Auto dann ja wohlmöglich dreckig werden könnte – obwohl es ja nach Bauart direkt durch den Acker pflügen könnte. Früher hatten doch nur Förster und Spanner einen Jeep. Jetzt muss irgendwie jede/r so ein Schiff haben. Wann ist das eigentlich gekippt?

Ich verstehe unser Auto mittlerweile als Statement. Und weil es ein russisches Ersatzteil am Auspuff hat, ist es ein sehr lautes Statement. Also der Sound hat durchaus was maseratiges.

Sind Autos nicht eigentlich fast immer ein Statement? Hauptsächlich für Männer. Aber nicht immer. Als ich 17 war und meine beste Freundin Anne 18 und schon Auto fahren durfte, sind wir leidenschaftlich gern abends mit den Firmenwagen ihres Vaters (er war Autoverkäufer und hatte jeden Tag einen anderen Luxus-Schlitten) durch unser Dorf gecruised, am liebsten an der Eisdielen vorbei. Nicht mit 210, sondern eher mit Tempo 25, die Eisdielen war in einer 30-Zone. Aber auch das war ein Statement. Vor allem an die prolligen



ANNIKA ROSS

hat zwei Kinder, Ben (8), und Henriette (4) und keinen Maserati.

Jungs des Ortes, die sich mit ihren tiefergelegten Opel-Kadetts mit getönten Scheiben und Kenwood-Aufklebern so richtig geil vorkamen.

Wir aber fühlten uns wie Thelma und Louise, die stilvoll an der Strandpromenade von Nizza entlang gleiten. Einmal hatten wir ein Mercedes Cabrio, konnten nur leider keine passenden Kopftücher finden, um das Bild zu komplettieren (und das Reinspringen wie bei Udo aus der Schwarzwaldklinik wollte auch nicht klappen).

Tja, in den 90ern war das Wetter noch kein Klima, und in der emsländischen Pampa, wo der letzte Bus um 16.15 Uhr den Ort verließ, musste man Fantasie entwickeln, wenn man als Teenie irgendwie Spaß haben wollte. Beides hatten wir.

Die 17-Jährige von damals hätte wahrscheinlich die Augen verdreht, wenn sie gehaut hätte, dass ihr Auto-Statement der Zukunft eine silberne Familienkutsche mit eingedellter Heckstange und diversen Macken sein würde. Was das angeht, möchte ich nicht ins Detail gehen, aber Teile der Familie fahren durch Schlaglöcher als gebe es dafür Punkte und können hin und wieder Mauern nicht ausweichen, die plötzlich irgendwo emporschießen. Was soll's. Einmal sagte ein Pasant, der uns beim an der Mauer-Einparken beobachtet hatte, zu unserem Sohn: Oh, da schimpft der Papa aber heute Abend! Ben war auf mehreren Ebenen verwirrt.

Ich glaube, wir leben mit unserem Silberpfeil recht entspannt. Wir finden Parkplätze, können noch selbst Glühbirnen daran austauschen und müssen uns nie Sorgen machen, ob „der Wagen auch sicher steht“. Den klaut keiner mehr. Man hört uns, wenn wir kommen, und Ben freut sich, wenn er in der Sitzritze noch einen Smartie findet. Den wirft er sich dann in den Mund und ruft „Score!“

Wetten, dass Ben unsere Familienschleuder irgendwann zu schätzen weiß. Spätestens dann, wenn er mit seinem tiefergelegten E-Auto an der Ladesäule wartet und eine Geschwindigkeit von 210 km/h sowieso nur noch Flugzeuge haben dürfen. ♀

LIEBE ALICE SCHWARZER!

Mich macht diese gesamte Debatte zur Prostitution, zum „schwedischen Modell“, zur Legalität und Illegalität langsam krank! Prostitution schafft in erster Linie Leid für die meisten Beteiligten. Für Zwangsprostituierte ohnehin, was aus meiner Sicht genügen würde, um nicht mehr lange rumzureden und endlich ein Verbot auszusprechen und – ja, die Freier „an den Pranger“ zu stellen. Es leiden ebenfalls die Frauen und Männer, deren Männer zu Prostituierten gehen. Auch Freier leiden darunter. Worüber reden wir also?

*„Selbstbestimmte Prostituierte“?
Warum sollten wir zu euch halten?
Ihr seid ja auch nicht solidarisch.*

Ich werde langsam sauer auf diese „selbstbestimmten Huren“, denen es Spaß macht, ihren Körper zu verkaufen. In jüngerer Zeit sind sie ja alle hochstudiert und Philosophinnen und haben sich für die Prostitution „freiwillig“ entschieden. Das können sie gerne machen. Ich habe ebenfalls einen Studienabschluss, nicht nur, doch auch in Philosophie, ich habe ebenfalls für eine Escort-Agentur „gearbeitet“. Ich hatte einen Stundenlohn von damals 380 DM (von denen ich 150 DM an die Agentur abgeführt habe), ab der zweiten Stunde waren es 250 DM (von denen ich 80 DM an die Agentur abgeführt habe). Ich habe mit meinen Freiern vor dem Akt genaue Vereinbarungen getroffen. Ich habe nie Übergriffigkeit erlebt, auch sonst war ich keinerlei Gewalt ausgesetzt, mich hat niemand gezwungen, ungeschützten Sex zu haben, ich wurde hofiert, zum Essen ausgeführt und von den Freiern auch mit Geschenken bedacht.

Für einen Striptease vor einem johlenden Männerhaufen bekam ich 250 DM, für eine Nacht „tanzen“ an der Stange (wobei ich nach wie vor nicht verstehe, was das alberne Rumgeschlängel an einer Stange mit Tanzen zu tun hat) 350 DM. Ich wurde in den gesamten zwei Jahren dieser Tätigkeit von den Männern, besser den Freiern, und von der Agentur gut behandelt. Als ich beschlossen habe, dem nicht mehr nachzugehen, wurden mir alle Fotos ausgehändigt, sie sind auch nie wieder irgendwo aufgetaucht: Und man hat mir alles Gute gewünscht.

Doch was habe ich in dieser Zeit getan? Ich erinnere ein Gespräch mit einem Freier, eine damals auf Landkreisebene bekannte Persönlichkeit, er war wesentlich älter als ich, der mich fragte, was ich im wirklichen Leben mache. Ich antwortete wahrheitsgemäß: Ich bin Slavistin. Er sah mich an und sagte: Meine Tochter ist Japanologin. Nach dem üppigen Frühstück mit Champagner, Lachs und Kaviar hat er mich gefickt. Ich habe mir nach dem Termin gedacht, wie kann er seine Tochter vor Augen haben, an sie denken, Parallelen zwischen uns sehen und mich für Geld ficken? Wie ist so etwas möglich? Und wie kann ich die Männer ficken – und sehe nicht meinen Vater, meinen Bruder, meinen Partner?

Eine andere Situation war ein Junggesellenabschied, für den ich und zwei weitere Frauen aus der Agentur gebucht waren. Auch hier waren klare Absprachen, um Übergriffigkeiten zu vermeiden. Wir haben an der Stange „getanzt“, wir haben gestrippt für die Männer, es waren alle in Feierlaune. In den frühen Morgenstunden kamen die Frauen, Freundinnen der Männer, die selbst einen Junggesellenabschied, damals hieß das „Mädelsabend“, hatten. Die Frauen kamen herein, als ich mich nackt vor den Männern räkelt und mich freute, nun noch mehr Publikum zu haben. Ich werde die Blicke der

Frauen nicht vergessen. Die Junggesellin, sie war etwa in meinem Alter, kam zu mir und fragte mich: Warum tust du das? In ihren Augen war so viel Schmerz, Verzweiflung, Angewidertsein und Ohnmacht.

Ja, warum habe ich das getan? Es war ein Stück weit der Zeitgeist. Damals hatten Sie, Frau Schwarzer, den Disput mit Verona Feldbusch und ich fand Sie, rein rational betrachtet, ich sage mal „schräg“, auch wenn Sie mich berührt hatten. Nun hat ja Verona nicht angeschafft, doch sie hat einen Männerwillen bedient, und ich sage jetzt absichtlich „Wille“ und nicht „Fantasie“. Ich habe damals äußerlich diesem Willen entsprochen, das tue ich noch heute, doch innerlich hat sich mein Standpunkt geändert.

Auch Dank Ihnen verstehe ich das nicht mehr. Heute frage ich die „selbstbestimmten Prostituierten“: Warum erwartet ihr von mir und von anderen Frauen, dass wir zu euch halten? Wo haltet ihr zu mir, als zu der mit einem Mann verpartnerten Frau, die zwei Kinder hat und berufstätig ist? Unabhängig davon, dass ihr großzügig über die vielen Frauen hinwegseht, die sich zwangsprostituierten müssen, bietet ihr meinem Partner jederzeit die Möglichkeit, dass er auf euch ausweicht. Es ist euch egal, ob eure Verfügbarkeit sich auf Liebesbeziehungen und allgemein auf Beziehungen zwischen Männern und Frauen auswirkt. Es ist euch egal, ob ihr das Vertrauen zwischen meinem Partner und mir zerstört. Es geht ja nur um eure „Selbstbestimmung“ und „Freiheit“. Es ist euch egal, dass ihr käuflich seid, und auch, dass ihr Familien zerstört.

Da ihr so sehr auf euren Rechten besteht und leidet durch Gesetze oder Corona, sage ich euch: Ihr seid mir egal! Ich halte nicht zu euch. Ich unterstütze euch nicht. Und, wenn ich kann, schade ich euch.

(Name ist der Redaktion bekannt)

Denn meine Söhne, mit 17 und 15 Jahren, wissen schon jetzt, dass Frauen, Frauenkörper käuflich sind. Sie wissen, wie eine Frau, ein Mädchen auszusehen hat. Sie sind so aufgewachsen, dass überall in den Medien Frauen nackt ausgestellt sind.

Meine Söhne wissen auch, dass das Mädchen, in das sie verliebt sind, und das in sie verliebt ist, diesem Bild nicht entspricht. Was hat das zur Folge? Meine Söhne haben ihr Frauenbild schon, ohne es haben zu wollen. Wo bleibt ihre Freiheit? Die dürfen sie brav in ihrem Privaten ausleben? Doch wie, nachdem sie bereits diese vielen Jahre mit diesem Frauenbild leben? Als Mutter kann man wenig entgegenhalten, außer mit ihnen darüber zu sprechen. Macht das Sinn? Meiner Erfahrung nach nicht.

Und was macht das mit den Mädchen oder jungen Frauen, denen meine Söhne begegnen? Ich habe es selbst gehört, dass mein Sohn sagte: Du siehst halt nicht so gut aus, lass mich doch schauen, ich schau doch nur und mache nichts. Ist es das, wie Menschen, Liebespaare sich begegnen sollen?

Auch diesen Frauen, die sich nackt ablichten lassen für ein Männermagazin, muss ich sagen: Auch zu euch halte ich nicht. Auch ihr tragt dazu bei, dass Frau des Mannes Untertan bleibt.

Liebe Alice Schwarzer, Sie haben so viel bewirkt. Ich lese die EMMA seit etwa 25 Jahren und verfolge seit dieser Zeit Ihr Tun an der Menschheit. Ich hätte nicht die Kraft dazu und genau deshalb bin ich Ihnen und allen Mitwirkenden so dankbar! Vielen, vielen Dank, liebe Alice Schwarzer, für alles, was Sie für uns getan haben und tun!

BESSER SCHEIDEN?

Das hab ich auch hinter mir. Tagsüber Schultasche und Wichtiges für mein Kind im Keller versteckt. Als er dann schlief, runter geschlichen mit Kind, zur Bank, Geld abgehoben und weg. Am anderen Tag als er zur Arbeit war, meine Möbel da raus geholt. Alles geplant.

Zu dieser Zeit gab es nur zwei Alternativen: Abhauen oder ihn umbringen. Hatte schon eine neue Wohnung angemietet. Wochen später stand er im Dunkeln vor der Garage. Ich hatte Todesangst, aber ein kleines Messer in der Jackentasche. Bin erhobenen Hauptes auf ihn zu und hab gesagt: „Verpiss dich!“ Er hat geweint etc. Es folgten Telefonterror und ein ständiges Hin und Her. Aber ich hatte immer vor Augen, dass meine Tochter mich schon mit grün und blau geschlagenem Gesicht gesehen hatte. Damals ist irgendwas in mir gestorben.

Äußerlich wirkte er wie ein ganz Lieber, war gebildet. Aber er hat versucht, mich umzubringen. Einmal wollte er mir den Fuß brechen. Das war so absurd, dass ich gelacht habe. Als er mich beim Baden mit dem Kopf gegen die Misch-Batterie geschlagen hat, habe ich nicht mehr gelacht.

Außer einer Liebelei gab es nie mehr einen Mann in meinem Leben. Fast 20 Jahre lang. Es gab nur eines: meine Tochter. Die sollte alle Chancen der Welt haben. Ich hab mich danach eher schlecht durchs Leben gekämpft. Eigene Bedürfnisse, Träume ... keine.

Wenn man dann in Therapie sitzt, weiß man eh schon im Voraus, was für Sätze kommen. Achtsamkeitsübungen und der ganze Scheiß. Werde, wenn die Corona-Scheiße im Griff ist, eine Traumatherapie anstreben. Mit Verhaltenstherapie schaffe ich das nicht.

In meiner Familie gab es nur Gewalt. Über Generationen hinweg. Mein Opa fing regelmäßig freitags, wenn er die Lohntüte bekam, Streit an, schlug meine Oma und verschwand dann übers



„Durch Alice habe ich die Kraft gehabt, mich aus der Gewaltspirale zu lösen.“

Wochenende. Meine Oma war so wie viele Frauen damals: Still. Meine Mutter heiratete einen 16 Jahre älteren Mann, um da raus zu kommen. Sie war mit mir schwanger geworden, durch eine Vergewaltigung mit 15 Jahren. Sie war in dieser Ehe schwer depressiv und hat den ein oder anderen Selbstmordversuch unternommen. Für Schule blieb mir nicht die Leichtigkeit. Mein Vater starb, als ich zwölf war. Meine Mutter heiratete einen krankhaft eifersüchtigen Mann. Sie hatte mittlerweile vier Kinder und war froh, einen Mann zu haben. Er war ein „guter“ Stiefvater, aber er schlug sie regelmäßig. Ich hab alles versucht, aber ich konnte sie nicht befreien.

Zu dieser Zeit wurde Alice Schwarzer meine Heldin. Sie war meine Rettung. Und auch wenn ich selbst in so eine Gewaltsituation geraten bin, so habe ich mich doch irgendwann ganz klar dagegen entschieden. Ohne Alice wäre ich verloren gewesen. Durch Alice habe ich die Kraft gehabt, mich zu lösen und für andere Frauen in diesen Gewaltspiralen da zu sein. Wenn es sein muss, auch mit körperlichem Einsatz. Meine Tochter hat ein Einser-Abi, hat studiert und in London gelebt, bis Covid19 kam. Macht weiter so! Ohne euch sind wir aufgeschmissen.

(Name ist der Redaktion bekannt)



WAS IST IDENTITÄT?

Das Dossier ist euch fantastisch gelungen! Es zeigt, wie eine eigentlich gute Idee sich inzwischen zur Pest entwickelt hat, und dass der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist.

CAROLIN MEYER, DÜSSELDORF

Das Dossier zur Identität ist so spannend, dass ich das Heft erst zur Seite legen konnte, als ich die letzte Zeile gelesen hatte. Für das Plädoyer für eine gleichberechtigte Gesellschaft und gegen eine Aufsplitterung, die letztlich auch dem Rassismus Vorschub leistet, danke ich sehr. Lasst euch nicht entmutigen! **BERND J. WAGNER, BIELEFELD**



Unter FLINTA wird nun also alles subsumiert, was nicht männlich cis ist. Hier der Mann, der der Mensch ist – da der Rest, die „Anderen“, die Rippen, die von

ihm stammen. Kennen wir doch irgendwoher? **DAGMAR WILL-HALM, REGENSBURG**

Im Angesicht der Situation der Frauen z. B. in Afghanistan oder Iran – über die existenziellen Nöte von Frauen in gerade diesen Ländern berichtet EMMA oft genug – muten diese im Dossier benannten wohlstandsverwahrlosten Identitäts-AktivistInnen einfach nur lächerlich an.

ROMY SIEWEK, BERLIN

Beim Artikel „Völkisch“ fiel mir die Ähnlichkeit mit der katholischen Erziehung auf: Ich wuchs in einem katholischen Elternhaus auf und kenne dieses Gefühl „Wir alle sind von der Erbsünde befallen, und dagegen können wir nichts tun.“ – außer uns zu unserer Schuld zu bekennen! Aber das Ritual (die Beichte) reinigt uns. **GISELA CORDES, FERNWALD**

Julie Bindel hat recht. Die meisten Zwangsprostituierten kommen aus Nigeria (eine Ex-Kolonie) und die osteuropäischen Mädchen sind meist Sinti und Roma. Es ist ekelhaft, dass in Deutschland ein Teil des Feminismus so pro Prostitution ist. Das ist rassistisch und menschenverachtend! **WOMEN-GIRLSANDBITCHES/INSTAGRAM**

Wir sind alle „privilegiert“? Frausein heißt erstmal grundsätzlich mit eingeschränkter Freiheit zur Welt kommen!

ANDREA GANZ

Es ist einfacher, Feministinnen zu beschimpfen als das Patriarchat zu kritisieren.

CORDELIA WAGNER



Eine Regel, die ich aus frühen politischen Jahren beherze: Niemals die Sprache totalitärer Gruppen benutzen. Egal ob von rechts, links, klerikal oder genderideologisch. Es gibt keine „Cis Frauen“. Das ist ein totalitäres Konstrukt. **SABINE RAISER, HEIDELBERG**

Das „cis“ kann man als Frau einfach mal gepflegt ignorieren. Es stammt aus derselben Kaderschmiede wie alle anderen Frauen diskriminierenden Begrifflichkeiten, die man heutzutage offensichtlich in den Gender Studies lernt. **STEFFI ELISABETH AUSTGEN**

Diskriminierten Menschen weiszumachen, sie wären ja alle privilegiert, ist der Klassiker der Täter-Opfer-Umkehr. Denn damit werden diskriminierte Menschen quasi selbst zum Diskriminierer – was ganz geschickt den Blick weglenkt von der wahren Täterschaft im Patriarchat. **CHRISTINA MUNDLOS**

RETTET DIE FRAUEN!

Warum kommen Ereignisse wie die Entführung der afghanischen Frauenrechtlerin Tamana Zaryaab Paryani nicht in den Nachrichten? **URSULA ALMA, ELTVILLE**

Von den Grünen, welche Islamismus seit Jahrzehnten in Deutschland den Weg ebnen, Hidschab und Unterdrückung von Mädchen und Minderheiten an den Schulen schon im Volksschulalter nie öffentlich kritisieren, die Hidschab-Kampagne des Europarates nicht kritisierten (Femyso), sondern als „Menschenrechtskampagne“ behandeln und mit Kübra Gümüşay kuscheln ... Von denen haben die afghanischen Frauen nichts zu erwarten. **DANIELA HEIMERL**

Die Frauen in Afghanistan müssten sich doch einfach nur „via Sprechakt zum Mann“ erklären. Problem gelöst. Und um den Taliban die Gender-Ideologie zu verklickern, da müsste ein Wochenend-Seminar in Berlin doch eigentlich reichen, oder? **BETTINA DI MONACO**

Afghanistan macht mich hilflos und wütend. Wahrscheinlich würde Tamana, wenn sie überlebt, noch nicht einmal Asyl in Deutschland erhalten. Die Menschen haben mehr Solidarität mit Politiker:innen als mit Frauenrechtlerinnen in Lebensgefahr (da gibt es auch keine außenpolitischen Verwicklungen). **ILKA LOHMANN, APOLDA**

*Ich bin dafür,
alle Zahlungen
an Afghanistan
sofort einzustellen,
bis die letzte
Frau frei ist!*

SABINE A. LORENZ-CRELIER,
TACHERTING

*Die Terminologie
der kleinen
Transgender-Zirkel
versteht außerhalb
keiner.*

ANGELIKA HESSEN

INSPIRIRENDE EMMA

Was Frauen tun sollten, damit sie im Fall einer Scheidung mehr als die Aldi-Tüte mitnehmen können? Niemals auf die berufliche Tätigkeit (und damit auf finanzielle Unabhängigkeit) zugunsten von Ehemann und Familie verzichten!

ISABELLE LEMBACH, STRASSBURG



Meine Frau ist mit einem Hund und einem sehr alten Sofa gekommen. Gegangen ist sie mit meinem Geld und dagelassen hat sie das Kind. **FINN KIAN FRIERKE, DUBAI**

Ich vermisse in diesem Prozess die Verhältnismäßigkeit! Wenn man von Hörigkeit auf Ghislaine Maxwells Seite ausgeht – ihr ganzes Leben lang wurde sie so konditioniert –, ist der finanzielle Aspekt in ihrer Beziehung mit Epstein zweitrangig. Maxwell soll für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen werden, aber nicht für

die Taten von Männern. **JACQUELINE W.**

Ghislaine Maxwell hat alle Werte über Bord geworfen und sich als Zuhälterin verdingt! Von mir hat sie kein Mitleid zu erwarten: Mittelbare Täterschaft ist auch Täterschaft! **ANNEGRET KRUMREY**

Tja, EMMA, für das Recht auf Abtreibung kämpft ihr nun schon euer Leben lang. Erst war ich nur als Zaungast mit dabei, jetzt unterstütze ich dieses Anliegen schon lange aktiv. Mittlerweile werde ich alt – und nehme an, dass eine bemannte Marslandung eher passieren wird als die Streichung des 218. **PETRA WOLFF**

Eure Begründung zur Wahl des Papstes für den „Sexist Man alive“ und die Veröffentlichungen zu weiteren Vertuschungen in der katholischen Kirche haben mich dazu gebracht, bei unserem Standesamt anzurufen und einen Termin zu vereinbaren, um meinen Kirchnaustritt einzureichen. Ich war die 10. Anruferin an dem Tag, die nun ihren Kirchnaustritt erklärt (und das in einer Kleinstadt von 30.000 EinwohnerInnen.) **ASTRID KESSLER, MANNHEIM**

Das war ein super Portrait von Frances McDormand in der EMMA! Gefehlt hat mir nur die Erwähnung, dass sie sogar die Stimme Gottes in „Goods Omen“ war. **CASSANDRA CICERO, WIEN**



Danke für den Artikel über die Bronzezeit. Die dazugehörige Matriarchatsforschung ist einfach spannend. Die großen Siedlungen waren nicht befestigt. Es war wohl Frieden, eine ungemein schöne Vorstellung! **ROSWITHA STADLER**

Beim Lesen des Artikels über die „Lesbischen Mütter in ständiger Angst“ habe ich mich an meinen zweijährigen Sorgerechtsstreit erinnert, den ich ohne die mentale und finanzielle Unterstützung meiner Eltern nicht durchgestanden hätte. Erst Jahre nach 1987 hat sich die Angst verflüchtigt, meine Kinder zu verlieren. **CHRISTA DIECKMANN, MÜNSTER**

Angeregt durch ihren interessanten Artikel über die zu Unrecht vergessene, unbeachtete Komponistin Emilie Mayer las ich sofort auch das Buch von Barbara Beuys. Ich hoffe, dass die vielfältigen Kompositionen wieder ins Repertoire der Konzertsäle aufgenommen werden! **VERENA RÜGGE-BERG, HAMBURG**

WERBER & FRAUEN



Frauenfeindliche – oder -freundliche – Werbung entdeckt? Dann schickt sie uns! briefe@emma.de

MEGA IN



Als Baumeister der Zukunft arbeiten wir den ganzen Tag daran, Ihren Alltag zu verbessern. Indem wir über die Chemie hinausdenken.

Evonik
Leading Beyond Chemistry

Beim Chemie-Konzern Evonik haben Frauen die Hälfte des Himnells schon erobert.

MEGA IN

**MIR SIN
KÖLSCHE
MÄDCHER**
UND WERDEN KÖLNS MEIST-
GESCHÄTZTE IT-EXPERTEN.

JETZT BEWERBEN
ADESSO.DE/KÖLN

adesso

Der Kölner IT-Dienstleister Adesso versteht es ganz vortrefflich, Tradition und Innovation zu verknüpfen. Alaa! Agentur Castenow, Düsseldorf. Helau!

MEGA IN

Ihr Einsatz ist unbezahlbar. Deshalb braucht sie Ihre Spende.

www.seenotretter.de

Entschlossener Blick, markantes Kinn, umweht von einer steifen Brise: bei den Seenotrettern setzt man auf die starke Frau. www.seenotretter.de, Agentur: happy GmbH, Hamburg.



EMMA IM AUSLAND

Unsere Leserin in Frankreich

Bis heute hält Patricia den gleichen Zugang zu Wissen und Bildung für die Grundvoraussetzung für echte Gleichberechtigung.

2010 gibt sie die Geschäftsführung ab, sie will freier arbeiten, vor allem ortsungebunden. Ihre Lebensgefährtin ist Schweizerin, und sie zieht dorthin. Beide lieben Frankreich, und so gibt es bald eben zwei Wohnorte. Douce France im Burgund, schroffe Berge in Glarus.

Das Einzige, was ihr aus Frauensicht manchmal ein wenig missfällt, ist die typisch französische Damenhaftigkeit. „Ich trete wahrlich nicht als Holzfällerin auf, aber diese betonte, inszenierte Weiblichkeit nervt mich kolossal. Und ich glaube auch, dass das vielen Französischen in sogenannten Männerberufen im Weg steht.“

Sie selbst hat keine eigenen Kinder, schätzt aber das gute Betreuungssystem in Frankreich. „Wenn ich das mit Deutschland vergleiche, haben es Mütter, vor allem Alleinerziehende, hier einfacher. Die Kinderbetreuung ist flexibler und besser abgesichert.“

Zurzeit beschäftigt Patricia die bevorstehende Wahl am 10. April. Sie sympathisiert mit Anne Hidalgo, der Pariser Bürgermeisterin, die für die Sozialisten antritt, auch wenn sie wenig Chancen hat. „Bei den Wahlen kann alles passieren. Die Leute sind zurückhaltender geworden, was ihre politische Einstellung angeht, vielleicht aber auch verwirrter. Da wurde früher viel klarer diskutiert.“ Kurzum: „On verra!“

Ob Frankreich oder Schweiz, EMMA zieht mit. Patricia: „Es sind neue Strömungen auf dem Vormarsch, die für Frauen gefährlich werden können. Echten Feminismus brauchen wir dringender denn je!“ **ANNIKA ROSS**

1959 wurde sie in Rüsselsheim geboren, stil-echt in eine Opelener-Familie. Unzählige Male ist Patricia innerhalb Deutschlands umgezogen, kein Ort wollte so richtig passen. Nur einer: Paris. „Mit 14, auf einer Klassenfahrt, habe ich mich in Paris verliebt und mir geschworen: Hier willst du irgendwann wohnen!“, sagt sie.

Das klappt aber erst 18 Jahre später mit einem kleinen Studio.

Patricia studiert in München Kommunikationswissenschaften, engagiert sich in der feministischen Initiative „Gegenwind“ und vielen Frauenprojekten. „Seit ich 16, 17 war und verstanden habe, dass es Frauendiskriminierung gibt, ist feministisches Bewusstsein für mich einfach selbstverständlich“, sagt die EMMA-Leserin der ersten Stunde.

Mit 21 geht es weiter nach Wiesbaden und Mainz, sie wird Chemieingenieurin und nach dem Diplom eine der damals ganz wenigen Frauen im Bereich Galvanotechnik (Veredlung von Gegenständen mit Metallen). Mit 32 wird sie Unternehmerin, schließlich Geschäftsführerin. In Gremien und Verbänden ist sie jahrelang oft die einzige Frau. „Sehr geehrte Herren, sehr geehrte Frau Preikschat“ heißt es meist. Frauenförderung wird ihr Herzensthema, gezielt stellt sie Frauen ein. „Auf Messen ist unser Stand aufgefallen, weil wir dort so viele Frauen waren. Die Männer mussten feststellen: Ach, die Mädels verteilen kein Konfekt, das sind Ingenieurinnen!“, scherzt sie.

TRANSSEXUALITÄT

Was ist eine Frau?
Was ist ein Mann?
Eine Streitschrift

Hrsg. Alice Schwarzer
und Chantal Louis



Jetzt neu als TB LEBENSWERK

Der zweite Teil ihrer Autobiografie. Die bewegten Jahre von 1977 bis heute. Von Stern-Klage bis Kachelmann, von Vilar bis Feldbusch, über Beschimpfungen und Ehrungen, überraschende Freundschaften und Begegnungen, darunter Angela Merkel. Und: EMMA intern. Bilanz und Ausblick. Viele Fotos. **KiWi, 14 €**

Erscheint am 30. März TRANSSEXUALITÄT

Dieses Buch wurde schon, noch bevor es erschienen war, rezensiert (und verrissen). Das zeigt die Brisanz der Debatte. Die Herausgeberinnen begleiten das Thema seit Jahrzehnten in EMMA. Sie haben nun die wichtigsten Fakten und Argumente zusammengestellt. Der Diskurs ist eröffnet. **KiWi, 15 €**



Die Biografie: Vom ersten Tag Alice bis zum ersten Tag EMMA. Schwarzer, wie sie niemand kennt. Mit 107 Fotos, meist privat. **KiWi, 12,99 €**



Porträt dreier Generationen einer typischen Familie, mit der A.S. seit 25 Jahren befreundet ist. Sind alle Muslime Islamisten? **HC, KiWi, 22 €**



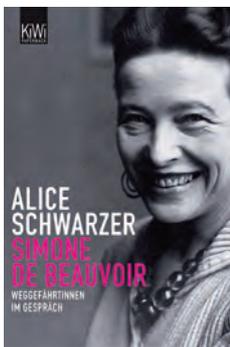
Der Longseller und Klassiker von 1975 über Sexualität und Macht (erschienen in neun Sprachen). Aktualisiert. **Fischer, 9,95 €**



25 Jahre nach dem „Kleinen Unterschied“ zieht Alice Schwarzer Bilanz: Über Fortschritte und Rückschläge. Ein Augenöffner. **KiWi, 10 €**



Das von Schwarzer herausgegebene Buch apropos Silvester 2015 in Köln ist leider weiterhin aktuell. 4 der 8 AutorInnen sind MuslimInnen. **KiWi, 7,99 €**



Die legendären Gespräche von Schwarzer und Beauvoir, 1972 bis 1982. Über Liebe, Politik & Mütter. Plus Essay der Autorin. **KiWi, 7,95 €**



Ein Filmporträt von Alice Schwarzer von 1973: Simone de Beauvoir aus größter Nähe. Dt. & frz. Version, 45 Min + Booklet mit Fotos. **EMMA-DVD, 10 €**



Ein Lesebuch mit Bildern. Texte von Beauvoir, ausgewählt und kommentiert von Schwarzer. Mit einem einleitenden Essay. **Rowohlt, 9,95 €**



Die Fotografin & Autorin Flitner porträtiert 18 Töchter & Väter, die eine konstruktive Beziehung haben: von Rennfahrerin Lohr bis zu den Yogeschwar-Töchtern. **Sandmann, 29,95 €**



Susanne Flitner hat sich umgebracht. Bettina hat sich auf die Spur ihrer Schwester begeben. Voller Hingabe, Witz und Schmerz. **HC, KiWi, 22 €**

BÜCHER VON ALICE SCHWARZER

- Transsexualität, Hg. mit Louis, TB 15 €
- Lebenswerk, TB 14 €
- Lebenswerk, HC 25 €
- Lebenslauf, TB 12,99 €
- Meine algerische Familie, HC 22 €
- Romy Schneider, TB 10 €
- Der Schock, Hg., TB 7,99 €
- Prostitution, Hg., TB 9,99 €
- Der kleine Unterschied, TB 9,95 €
- Der große Unterschied, HC 10 €
- Beauvoir-Interviews, TB 7,95 €
- Beauvoir-Lesebuch, TB 9,95 €
- Damenwahl, TB 8,95 €
- 30 Jahre EMMA, HC 15 €
- Marion Dönhoff, TB 9,99 €

WEITERE BÜCHER

- Bettina Flitner, Meine Schwester 22 €
- Bettina Flitner, Väter & Töchter 29,95 €
- B. Flitner/A. Schwarzer: Burma 34,95 €
- Bettina Flitner: Boatpeople 19,80 €
- B. Flitner: Frauen mit Visionen 18 €
- Chantal Louis: Ommas Glück 14,99 €

JAHRESPAKET

- EMMA 2021 (6 Hefte) 24 €

HÖRBÜCHER & DVD

- Lebenswerk (MP3 CD) 20 €
- Lebenslauf (6 CDs) 24,95 €
- Marion Dönhoff (3 CDs) 19 €
- Beauvoir, Filmporträt v. Schwarzer (DVD) 10 €

BESTELLUNG ÜBER emma.de/shop

EMMA, Shop, Bayenturm, 50678 Köln, Fax 0221/606060-29, T -11

So wird bestellt: 1. Gewünschtes ankreuzen. 2. Vorab auf EMMA-Konto Postbank Köln, BIC: PBNKDEFF, IBAN: DE56 3701 0050 0500 0505 04 überweisen (Verwendungszweck: Name & Stichwort Shop). **Der Versand innerhalb Deutschlands ist gratis** (ins Ausland zusätzlich 5 €).

Ich habe den Betrag überwiesen am:

.....

Vorname, Name (deutlich schreiben)

.....

Straße, Nummer

Telefon

.....

PLZ, Ort

E-Mail

.....

Datum

Unterschrift

Dürfen Menschen, die gegen die „körperliche Selbstbestimmung“ sind, sich noch Feministinnen nennen? Oder sind die alle TERFs?

Alice Schwarzer bringt demnächst ein Buch über Transgeschlechtlichkeit heraus. Zur Werbetrömmel dafür kann man wahrscheinlich auch einen Artikel über die Grünen-Bundestagsabgeordnete Tessa Ganserer zählen, der vor einigen Tagen in Schwarzers Magazin EMMA erschienen ist. (...) Stattdessen übt sich EMMA in einer verschwörungsideologischen Dämonisierung, die vor allem dazu da ist, um transfeindliche Gewalt als feministische Selbstverteidigung verkaufen zu können. **taz, Sibel Schick**

Ich bin eine trans* Frau und eine Schwarze Feministin. Schwarzer-Feminismus ist aber nichts für mich. Ein Widerspruch? Ich rede über den Alice-Schwarzer-Feminismus. Alice? Who the fuck is Alice? Ja, die. Sie ist wieder da. Den 1970er Jahren entkommen, wartet sie nun mit einem Tante-Emma-Laden voller Vorurteile auf. Ein besonders eklatantes Defizit des Buches: Keine der beiden ist eine trans* Person. Vielleicht hat Schwarzer es in ihrem Bunker der Binarität nicht mitbekommen – aber Transsexualität und Feminismus gehen Hand in Hand. Allerdings gibt es Steinzeit-Genoss*innen, die nicht damit zurecht kommen: TERFS. Trans-exkludierende radikale Feministinnen, die, wie die Hexen-Dichterin J.K. Rowling, uns die Autonomie über den eigenen Körper, ja über das eigene Leben absprechen. **taz, Michaela Dudley**

Anm. d. Red.: Dieser Text vom 25.12.2021 ist der ungewöhnliche Fall einer Buchrezension vor Erscheinung, ja vor Kenntnis des Buches.

In ihrem umstrittenen Artikel über die trans*-Politikerin Tessa Ganserer und ihrem neuen Buch „Transsexualität“, das im März 2022 erscheint, macht Schwarzer klar: Für sie gehen Feminismus und Transsexualität nicht zusammen. Damit der streitbaren Agenda nicht genug: Seit Jahren kämpft Schwarzer gegen politischen Islam und Vollverschleierung. Die Burka ist ein Leichentuch für Millionen Frauen heißt einer ihrer Artikel.

Bayerischer Rundfunk, Sarah Fischbacher

Anm. d. Red.: Der Artikel war nicht von Schwarzer.

Die Angriffe auf die Abgeordnete werden befeuert vom Magazin EMMA. Das einstige Zentralorgan der feministischen Bewegung spekuliert öffentlich über die Geschlechtsteile der Politikerin. **Süddeutsche Zeitung, Veronika Wulf**

Zum ersten Mal in der Geschichte sitzen zwei trans Frauen im Bundestag. Also scheinbar höchste Zeit, in Panik zu verfallen, dass alle anderen Frauen zu kurz kommen könnten. Das legt zumindest eine Initiative nahe, die sich „Geschlecht zählt“ nennt. Auch das von Alice Schwarzer geführte Magazin EMMA schloss sich dieser diskriminierenden Sichtweise an. **ze.tt, Muri Darida**

Die EMMA mag kurzfristig einige Leute hinter sich versammeln und im Netz einen Sturm im Wasserglas veranstalten. Eine flächendeckende, wirklich einflussreiche Unterstützung wird ihre Position nicht erhalten. Das Image der Zeitschrift ist be-

reits ruiniert – und jedes Lob, dass die EMMA für ihre Berichterstattung seitens der AfD oder anderer rechtsradikaler Kräfte bekommt, lässt den Trümmerhaufen nur noch anwachsen. **Siegessäule, Andreas Scholz**

„Wann ist eine Frau eine Frau?“ Dazu ließ Feminismus-Fossil Alice Schwarzer jetzt in ihrer Zeitschrift EMMA einen Artikel veröffentlichen. Tenor: Frauen sind nur Frauen, wenn sie als Frauen geboren wurden. Und was ist mit Trans-Frauen? Die zählen offenbar nicht, das macht der Online-Artikel unverhohlen deutlich. **Hamburger Morgenpost, Miriam Kaefert**

Bisher entscheiden psychologische Gutachter in einem langwierigen Verfahren darüber, ob jemand seinen Geschlechtseintrag im Personenstand ändern darf, ein Grund, warum Ganserer sich gegen die Untersuchung entschieden hat, rechtlich also als Mann gilt. Über Sinn und Unsinn dieser Begutachtung darf man genauso diskutieren wie über die Frage, ob sich Menschen, die sich gegen körperliche Selbstbestimmung aussprechen, Feministinnen nennen sollten. **FAZ, Elena Witzack**

Nach Angriffen der bei manchen immer noch als feministisch geltenden Zeitschrift EMMA auf die transgeschlechtliche Bundestagsabgeordnete Tessa Ganserer gehen immer mehr Politikerinnen und Politiker sowie Verbände und Organisationen auf Distanz zu der sich seit Jahren auf stramm rechtem Kurs befindlichen Postille. **Junge Welt, Markus Bernhardt**

Warum löst Transidentität einen dermaßen wütenden Hass aus? Es ist eine heilige Allianz aus Rechten und Rechtsradikalen, sogenannten Radikalfeministinnen wie Alice Schwarzer oder Birgit Kelle und religiösen Fundamentalisten aller Couleur. **Berliner Zeitung, Hanna Lakomy alias Salomé Balthus**

Streit zwischen Frauen-Magazin EMMA und Trans-Politikerin. Wer diesem Streit folgen will, muss einige Vokabeln pauken: „Terf“, „Deadname“ und „transident“. **Bild**

Hysterisch und falsch ist allerdings auch der Shitstorm, der jetzt über der EMMA ausgegossen wird. Die Bedenken der EMMA rühren aus einer ernst zu nehmenden Kritik am zeitgenössischen Trans-Diskurs: Wenn Geschlecht etwas ist, das jederzeit selbstbestimmt geändert werden kann, wie kann man dann effektiv gegen die Unterdrückung von Frauen aufgrund ihrer eben nicht nur sozialen, sondern auch biologischen Verfasstheit kämpfen. **Die Welt, Hannah Lühmann**

Es bedürfte mehr Respekt auf beiden Seiten und dem Willen, ehrlich, vernünftig, sachlich und ruhig der anderen Seite zuzuhören. Im Falle von Schwarzer oder Rowling reden wir hier von Personen, die sich anderweitig immer wieder für die queere Community eingesetzt haben – ihnen ist also nicht ein grundsätzlicher Hass gegenüber allen LGBTI*-Personen vorzuwerfen wie beispielsweise rechtsradikalen Politikern und homophoben Aktivisten. **Schullissimo**

EMMA

Emma Frauenverlags GmbH
Bayenturm, 50678 Köln

Redaktion 0221/606060-0
Fax -29

redaktion@emma.de
www.emma.de

Büro Schwarzer Fax -29
www.aliceschwarzer.de

Herausgeberin
Alice Schwarzer

Grafik
Silvia Kretschmer,
Irina Rasimus

Repräsentanz Markenwerbung
Getz & Getz Medienvertretung,
T 02205/86179, Fax 85609,
info@getz-medien.de

Abonnements
Inland: 54 €, Ausland: 54 € (75 Sfr)
zzgl. Versandkosten, außer A und
CH. EMMA-LeserInnen-Service,
Postfach 810640, 70523 Stuttgart,
T 0711/7252-285, Fax -333,
emma@zenit-presse.de



EMMA ist erhältlich im Bahnhofs- und
Flughafenbuchhandel in Deutschland,
Österreich und der Schweiz

Büro der Herausgeberin
Margitta Hösel

Titel
Louise Brooks fotografiert
von Eugene Robert
Richee, United Archives
International/IMAGO

Lithographie
purpur, Köln

Bankverbindung EMMA-Verlag,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE 63 3705 0198 0017 9929 75
BIC COLSDE33

Rechte
Alle Rechte vorbehalten. Copyright aller
Beiträge bei EMMA. Für namentlich
gezeichnete Beiträge sind AutorInnen
selbst verantwortlich. Für unaufgeforderte
Texte und Fotos keine Haftung. Rück-
sendung nur bei frankiertem Umschlag.

Redaktion Alice Schwarzer
(verantw.), Margitta Hösel,
Chantal Louis, Angelika
Mallmann, Annika Ross

Verlag T -11, Fax -29
Anett Keller (Leitung)

Druck
L.N. Schaffrath GmbH & Co. KG
DruckMedien, Geldern

Register-Nr. HRB 7742 Köln
UID-Nr. DE 122 777 305

EMMA erscheint zweimonatlich,
jeweils am letzten Donnerstag eines
jeden geraden Monats. Die nächste
Ausgabe erscheint am 28. April 2022.
Einzelverkaufspreis 9,90 €

LeserInnenbrief-Redaktion
Angelika Mallmann,
briefe@emma.de

**(Klein)Anzeigen,
Shop & Marktplatz**
T -11, Fax -29

Vertrieb
PARTNER Medienservices GmbH,
PF810420, 70521 Stuttgart

Ersterscheinungstag als Monatszeit-
schrift: 26.1.1977

onlineredaktion@emma.de



28. April 2022

DIE NÄCHSTE EMMA!

*Missbrauch in der katholischen Kirche: Und die Frauen?! ♀
Handwerk: Die Frauen kommen! ♀ Neukölln: Islamisten-Terror in
Schulen. ♀ Bärbel Bas: Vom Pott ins Parlament. ♀ Geständnis: Der
gekränkte Mann. ♀ Feministinnen vor 120 Jahren: Was gelernt?
♀ Forscherin Nüsslein-Volhard: Die Frau ihres Lebens. ♀ Maya
Angelou: Zeit zum Kennenlernen! ♀ Alice Schwarzer: 40 Jahre
Transdebatte. ♀ Israel: Frauen in Zerreißprobe.*

Von den radikalen Feministinnen um 1900 lernen!



Deutsches Handwerk: Die Frauen sind im Vormarsch.



Yoko Ono

4.3.—29.5.2022

*This room moves at the same speed
as the clouds.*

Kunsthaus Zürich